

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Arkadiusz Luba

Die Seele Polens und die seiner Regierung

Eine Ausstellung in Krakau gibt Einblicke 3

Wolf Oschlies

Fake News auf Russisch

Verwirrspiel um die Opferzahlen des vorigen Jahrhunderts 6

Dietmar Stutzer

Deutsch-polnisches Event avant la lettre

Was mit der Landshuter Fürstenhochzeit alles gefeiert wird 9

Dieter Göllner

Abstraktes in kristalliner Konkretion

Internationaler Glaskunstpreis der Stadt Rheinbach 11

Rüdiger Goldmann

Feinstes Gespür für Zeit und Zeitung

Der schlesische Rheinische Postler Joachim Sobotta ist gestorben 13

Markus Bauer

Priesterwerkstätige

Aktivitäten des Sudetendeutschen Priesterwerks 14

„Zugleich das Glück sowie das Leid“

Feiern und Gedenken auf Schloss Burg 16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Klamperer: Ein Leben in Briefen (*Jörg Bernhard Bilke*) 18

Beispiel Stettin (*Norbert Matern*) 19

Wiechert auf Russisch (*Bärbel Beutner*) 20

Bobrowskis Landschaft in Valiaugas Fotos 21

Die Deutschen und ihre östlichen Anrainer 22

LITERATUR UND KUNST

Klaus Weigelt

„eher unsäglich bedeutungslos“

Kunstforum Ostdeutsche Galerie zeigt „artige Kunst“ 23

Gestaltung als Widerstand

Ausstellung der KünstlerGilde 28

Michael Schuster, Johannes Rasim

Der Violine wehmütige Schwester

Konzerte für Viola da gamba in Köthen 29

KK-NOTIZBUCH

31



Sarmatien sormmerlich: Bild aus Johannes Bobrowskis Landschaft, fotografiert von Arturas Valiauga

Bild aus der Ausstellung des Ostpreußischen Landesmuseums, siehe Seite 21

Die Seele Polens und die seiner Regierung

Eine Ausstellung in Krakau gibt Einblicke in erstere und lässt tief blicken in letztere

Am Vorabend des 100. Jahrestages der Wiedererlangung der Unabhängigkeit durch die Republik Polen 1918 eröffnete das Nationalmuseum Krakau eine der größten Kunstausstellungen in Polens Geschichte. Die Großschau heißt „#dziedzictwo“ („#Erbe“) und wirft Fragen zum polnischen nationalen Gedächtnis auf.

In seinem 1994 veröffentlichten Lied sang der Barde Marek Grechuta, der polnische Bob Dylan: „Wenn du mich fragst, was dein Vaterland ist, werde ich antworten: / Bist du einmal schon auf dem Markt in Krakau spazieren gegangen? / Hast du das Schloss Wawel gesehen, seine Gemächer und Kreuzgänge – / all die Orte, wo die Vergangenheit dir Kraft gibt?“ Diesen Fragen geht das älteste und größte Nationalmuseum Polens in Krakau nach. Über 650 Exponate schaffen einen perfekten Rahmen für Grechutes Fragen – und beantworten die des Kurators Andrzej Szczerski: Was haben die Polen von ihren Vorfahren geerbt, die einst

das polnische Territorium bewohnt haben? Was gehörte damals dazu? Welche Bilder, Bücher und Geschehnisse prägen das polnische nationale Gedächtnis? Um welche Sitten ist das Leben der Polen organisiert? Und in welcher Sprache wird über all das erzählt?

Dem als Titel der Ausstellung gewählten Wort „dziedzictwo“, also „Erbe“, wird ein Hashtag vorgesetzt. Es solle die Tradition und die Gegenwart verbinden und in die Zukunft blicken, unterstrich bei der Eröffnung Staatspräsident Andrzej Duda, Schirmherr der Ausstellung: „Das Hashtag symbolisiert hier eine Einladung zur Diskussion über die Vergangenheit und die Zukunft. Wir diskutieren das Erbe im Kontext der polnischen Republik, ihres Volkes, ihres Territoriums und ihrer Sprache, verbunden durch das gleiche Erbe eben.“

Der polnische Kunst- und Kulturkanon sei eine herausragende Wissensquelle, die verstehen hilft, wie die polnische Seele tickt.



Damals wurde nicht eisern, sondern silbern gespart: Denar von Boleslaw I. dem Tapferen, dem ersten König von Polen

Bild: aus dem Ausstellungskatalog „Tür an Tür. Polen – Deutschland. 1000 Jahre Kunst und Geschichte“

Um die Polen zu verstehen, um zu wissen, was es für sie bedeutet, ein Pole zu sein, müsse man nicht nur die politische und soziale Geschichte der Republik, sondern auch das kulturelle Erbe der polnischen Nation kennen, unterstrich Duda: „Diese Ausstellung macht uns allen dieses Erbe bewusst, das Erbe einer großen und mächtigen Nation, ihrer stolzen Geschichte und ihres stolzen Volkes. Die Ausstellung führt uns vor Augen all das, wovon wir abstammen. Und sie zeigt uns, wie wertvoll dieses Erbe ist und wie verantwortungsvoll es ist, dieses Erbe zu schützen und zu pflegen, sowohl für die aktuell Regierenden, als auch durch die, die in der Zukunft unsere Heimat prägen werden.“

Der bevorstehende Jahrestag der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens 1918 sei eine gute Gelegenheit, eine Bürgergemeinschaft um diese Werte zu bauen, die im Laufe ihrer Geschichte für die Nation wichtig gewesen sind, unterstrich Jarosław Sellin, Regierungbeauftragter für die Feierlichkeiten anlässlich des Jahrhundertjubiläums und Staatssekretär im Ministerium für Kultur und nationales Erbe: „Diese wunderbare Ausstellung gehört zu den Unabhängigkeitsfeierlichkeiten schlechthin. Sie beleuchtet unser Erbe aus verschiedenen Perspektiven. Ehrlich gesagt, die polnische Gesellschaft ist heute aus verschiedenen Gründen sehr gespalten. So wollen wir durch die Unabhängigkeitsfeierlichkeiten wieder eine Gemeinschaft aufbauen. Und gemeinsam das feiern, was unsere Vorfahren vor hundert Jahren erreicht haben, obwohl auch sie oft aus verschiedenen politischen Lagern stammten. Es ist ihnen nämlich gelungen, sich einen unabhängigen Staat zu erkämpfen.“

Die Ausstellung beruht auf vier Kategorien anthropologischer und historischer Unter-

suchungen zu Nationalkulturen. Daraus ergeben sich auch die vier Teile der Ausstellung: „Geographie“, „Sprache“, „Bürger“ und „Sitten“. Die „Geographie“ bezieht sich auf die Gebiete, in denen die Kultur gewachsen ist und die sie als ihre eigenen betrachtet. Der zweite Teil betont die Rolle der Sprache in der Entstehung nationaler Besonderheiten und Identitäten. Der dritte Teil erzählt von den Menschen, die sich mit einer bestimmten Kultur identifiziert haben. Und der vierte Teil veranschaulicht, dass es aus einer historischen Perspektive, unter Einbezug der kulturellen Quellen, möglich ist, eine Nation zu definieren.

„Ehrlich gesagt, die polnische Gesellschaft ist heute aus verschiedenen Gründen sehr gespalten. So wollen wir durch die Unabhängigkeitsfeierlichkeiten wieder eine Gemeinschaft aufbauen.“

Der Kurator Andrzej Szczerski sieht in seiner Ausstellung vor allem eine Sammlung künstlerischer Schätze, in denen sich Jahrhunderte des Polentums widerspiegeln: „Ich würde die Ausstellung mit einer offenen Schatzkammer vergleichen. Sie ist eine Schatzkammer des Polentums. Die Schätze offenbaren seine materielle und ideelle Schönheit. Diese Schätze tragen ein bestimmtes identitätsstiftendes Wissen und regen dazu an, weitere Schätze dazuzulegen. Sie sind eine Herausforderung,

ein neues Kapitel des polnischen Erbes aufzuschlagen. Und so wie die Geschichte eine Lehre fürs Leben ist, so sind uns diese Schätze eine Lehre, dass sie nur dann einen Wert haben, wenn sie etwas Lebendiges bleiben und durch neue ergänzt werden.“

Alle diese feierlichen Erklärungen stellen wir unkommentiert vor des Lesers Auge.

Nach dem Wahlsieg der nationalkonservativen Partei „Recht und Gerechtigkeit“ – kurz PiS – in Polen im November 2015 ist auch das Nationale mit Macht in die öffentlichen Debatten zurückgekehrt. Mit der gebündelten Übernahme des Kulturressorts und zugleich der Funktion des

Vizepremiere durch den Soziologieprofessor Piotr Gliniski signalisierte die politische Führung ein so großes Interesse an Kultur wie nie zuvor in der Dritten Polnischen Republik. Entsprechend dominieren in Kunst und Kultur derzeit die nationale Selbstdarstellung, die auf Glauben, Patriotismus und Opferkult beruht.

Die Vorgänger der PiS-Regierung betrachteten Kunst und Kultur vor allem als gesellschaftliche und wirtschaftliche Ressource. Die PiS hingegen will mit ihr nichts weniger als die nationale Einheit zementieren. Für die bekannteste und bedeutendste polnische Kunsthistorikerin, Anda Rottenberg, sollte die Kunst aber keinesfalls propagandistisch sein: „Es kommt nichts Gutes dabei heraus. Das versucht jedoch die polnische Regierung heutzutage: Die Künstler sollten Propagandawerke schaffen. Auf der anderen Seite würde ich aber auch nicht erwarten, dass die Künstler eine Gegenpropaganda starten. Ich habe kein Rezept, wie die Kunst auf das heutige Weltgeschehen reagieren sollte, dennoch glaube ich daran, dass sie eine adäquate Sprache findet.“ (Ein Interview mit der Wissenschaftlerin veröffentlichten wir in der KK 1380 vom 25. Mai.)

Unter den über 650 gezeigten Kunstwerken sind natürlich auch solche, die unumstritten zum polnischen Kulturerbe gehören. Dazu zählen der Denar von Bolesław I. dem Tapferen, dem ersten König von Polen, das früheste Zeugnis für die Verwendung des Namens „Polen“, die Erstausgabe der „Krim-Sonette“ des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz mit seiner handschriftlichen Widmung, Notenmanuskripte von Frédéric Chopin; Gemälde berühmter polnischer Maler wie Stanisław Wyspiański, Olga Boznanska sowie Jacek und Rafał Malczewski.

Weit zahlreichere Exponate jedoch können lediglich als Relikte der Vergangenheit gelten und sollen im Wesentlichen Zeugnis ablegen von der entscheidenden polnischen Beteiligung an der Gestaltung der materiellen und geistigen Kultur Europas und der Welt – als wollte jemand diese bestreiten. Dazu gehören zum Beispiel Uhren der Marke Patek mit Porträts der polnischen Nationalhelden, mnemotechnische Tabellen von Anton Jazwinski, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Schulen in Europa und Amerika sehr beliebt waren und beim Auswendiglernen von Fakten eingesetzt wurden, und dergleichen mehr.

*Keine Gegenpropaganda, sondern schlicht gegen Propaganda:
Leszek Sobocki,
Znaczek II (dt. Marke II), Kraków,
1981, Foto © Muzeum Narodowe Kraków*

Bild aus der Ausstellung



Dorota Jedruch vom Bildungszentrum des Nationalmuseums Krakau sagt über das Konzept der Ausstellung: „Die Räumlichkeiten gleichen einem Labyrinth von Schlupfwinkeln, von oben bis unten mit Gegenständen gefüllt. Genauso hat man in den Salons des 19. Jahrhunderts Gemälde gehängt. Unsere Räumlichkeiten sollen die Sinne der Besucher beschäftigen. Wir betreten die Ausstellung und fühlen uns wie in einem Museumsdepot. Die Menge der Exponate mag zu groß erscheinen. Für all die Geschichten, die sie erzählen, braucht man auch viel Zeit. Aber wir haben auch

keinen künstlerischen beziehungsweise ästhetischen Weg angeboten. Der rote Faden ist das polnische kulturelle Erbe und seine Bedeutung, die wesentlich ist, aber allzu selten offen zu Tage liegt.“

Die Ausstellung „#dziedzictwo“ regt zu Entdeckungen an. Sie bietet gewissermaßen Hilfestellung für alle, die die polnische Seele verstehen möchten. Und vor allem die der PiS-Regierung. Wer will, kann sie noch bis zum 7. Januar 2018 im Krakauer Nationalmuseum besuchen.

Arkadiusz Łuba (KK)

Fake News auf Russisch

Um die Opferzahlen des vorigen Jahrhunderts hat es ein Verwirrspiel gegeben, bei welchem selbst oberste Führer nicht mehr durchblickten

Seit 72 Jahren feiert Moskau an jedem 9. Mai „unseren großen Sieg“ – mit rückläufigem Enthusiasmus. 2017 ertönte wieder das offizielle Bramarbasieren russischer Politiker und Militärs: „Wir Russen“ haben die „deutschen Faschisten“ allein besiegt, ganz ohne Beteiligung von „Sowjetvölkern“ oder alliierter „Anti-Hitler-Koalition“. Dabei klang 2017 in den offiziellen „Sieges“-Reden bereits deutlicher Selbstzweifel an: Warum ständig Reminiszenzen an Krieg und „Heldentum“ beschwören, wenn russische Soldaten und Polizisten besser gegen „internationalen Terror“ und „organisierte Kriminalität“ mobil machen sollten?

Der 9. Mai gilt längst als „Feiertag seniler Weißhaarschläfen“, der jungen Menschen kaum noch etwas sagt. Details erkundete das (2016 geschaffene) „Zentrum für Studenten-Soziologie“ von Irina Wolodtschenko: 7232 Jungakademiker aus 30 Regionen hat man befragt und so ein repräsentatives Meinungsbild erhalten. Für 68 Prozent sind die „Siegesfeiern“ lediglich Aufmärsche von „Veteranen voller

Orden“, den historischen Bezug kennt man nur aus Lehrbüchern für Geschichte und „Filmen aus der Sowjetzeit“, Effekte für die „patriotische Erziehung“ sieht nur eine Minderheit, 56 Prozent empfinden keinen Stolz auf Land und Volk.

Der „Tag des Sieges“ ist ein arbeitsfreier Feiertag mit vielen Appellen zum „Patriotismus“, dem die russische Realität Hohn spricht: „Heldengräber“ verfallen, „ewige Feuer“ verlöschen, Buchstaben bröckeln von Namenstafeln zum „ewigen Ruhm“, um „Memoriale“ häufen sich leere Wodkaflaschen und gebrauchte Drogenspritzen. Wenn „Veteranen“ freiwillig Ordnung schaffen wollen, werden sie von Bürokraten per „nagonjaj“ (Anschiss) verjagt. Junge Russen denken gar nicht an solche Aktionen, für sie bedeutet Patriotismus laut Umfragen „Streben nach Veränderungen im Lande, die eine Zukunft in Würde garantieren“. Daran wird Putins Russland gehindert durch Rubel-Schwäche, Erdöl-Preisverfall und westliche Sanktionen. Ihre konkreten Klagen haben Jugendliche Putin am 15.

Selber sehen, selber denken, selber malen ist Sache des Künstlers, eine oft schmerzliche Berufung, wie man bei diesem „Selbst“ von Hansjürgen Gartner aus der Ausstellung der KünstlerGilde (s. S. 28) erkennt. Doch Selbsterkenntnis ist nicht jedem gegeben, weit verbreitet ist sie schon gar nicht – und immer seltener, je weiter man in Europa nach Osten kommt

Bild: der Maler



Juni über dessen pseudo-plebiszitäre TV-„Direktverbindung“ aufgelistet: Mängel im Gesundheitswesen (81 Prozent), in der Bildung (79 Prozent), in der Wirtschaft, beim Kampf gegen Korruption (77 Prozent), in der Jugendpolitik (66 Prozent) etc.

Ein russischer Patriot ist verpflichtet, „sein Land gegen Angriffe und Beschuldigungen zu verteidigen“. Was immer das heißen mag, gegenwärtig verheißt es viel Mühe bei der „Verteidigung“: Russlands Image leidet darunter, dass 1944/45 in Osteuropa seine Führer als Erpresser, seine Soldaten als Räuber und Vergewaltiger auftraten, wie es schon 1969 der Tito-Biograph Vladimir Dedijer in seinem Weltseller „Izguljena bitka J. V. Staljina“ (Die verlorene Schlacht J. W. Stalins) bitter beschrieb. Dedijer bezog sich auf Erfahrungen Jugoslawiens, das sich aus eigener Kraft und ohne fremde Hilfe befreit hatte. Im übrigen Osteuropa wurde das erst viel später möglich, z. B. in

der Tschechoslowakei, wo man die Rote Armee jahrzehntelang als „Befreier“ feiern musste. Anfang Mai 2017 kontierte die Prager Zeitschrift „Týden“ (Woche) das laute russische „Sieges“-Eigenlob mit einer Sondernummer „Verbrechen der Roten Armee in der CSR: Morde, Vergewaltigungen, Entführungen“. Andere Presseorgane äußerten sich ähnlich, und das Fazit der Tschechen war, zum Entsetzen der Russen: „Im Mai 1945 wurde eine Okkupation gegen eine zweite ausgewechselt“.

Gegen auswärtige Kritik und inländische Gleichgültigkeit hilft nur altbackene Propaganda: Putin gründete im September 2016 die „Patriotische Militärbewegung Junge Armee“ (Junarmija), sein Verteidigungsminister Sergej Schojgu ließ in dem Moskauer Vorort Kubinka ein „Modell“ des Berliner Reichstags bauen, das russische Kinder in einem „Sommer-Militärlager“ erstürmen sollen. Und ähnliche „tschepucha“

(Unsinn) mehr, was kaum Wirkung hat. Also ging man 2017 vom Selbstlob zum Selbstmitleid über: Niemand versteht uns, keiner kennt unsere immensen Opfer im Krieg, und was man sonst so an Geschichtsklitterungen vorbringt.

Selbst russische Historiker wissen und sagen, dass „Stalins Pakt mit Hitler das Tor zum Zweiten Weltkrieg aufstieß“. Hungersnöte in den 1920-er Jahren, politischer Terror in den 1930-ern, Kriegstote in den 1940-ern und erneuter Terror in den frühen 1950-ern waren die blutige Bilanz des Stalinismus. Aber das bestreiten jene, die mit statistischen Tricks die alte Sieges euphorie aufpolieren wollen. Aktuell tätiger statistischer Taschenspieler ist der frühere Marineoffizier, heute als Historiker sich gerierende Egor E. Schtschekotichin, der im Mai 2017 eigene Archivforschungen präsentierte: „Dort, wo der Stiefel des deutschen Soldaten hintrat, ist jeder dritte Einwohner umgekommen“, was sich zu 31 bis 40 Millionen Kriegstoten summiert.

Niemand bestreitet, dass die Sowjetunion ungeheure Kriegsoffer gebracht hat – wie auch kaum jemand den offiziellen Angaben glaubt. Die sowjetischen Statistiken weisen einfach zu viele Löcher, Lücken und Lügen auf, als dass sie das Ausmaß menschlichen Leids glaubwürdig spiegeln würden. Wie der russische Militärgeschichtler Georgi Kumanow 2005 berichtete, hat es um die Opferzahlen ein jahrzehntelanges Verwirrspiel gegeben, bei welchem selbst oberste Führer nicht mehr durchblickten. 1946 beauftragte Stalin die Staatliche Planungskommission mit eingehenden Ermittlungen. Deren „Bilanz“ belief sich auf 16 Millionen, was Stalin überhöht erschien. „Lassen wir es bei 7 Millionen“ befahl er, und mit eben dieser Zahl „operierte“ sein Außenminister V. Molotow im Sommer 1947 bei der Pariser Konferenz der Siegermächte. 1957 begann

man mit der Arbeit an einer sechsbändigen Kriegsgeschichte, wofür eine eigene „Brigade“ erneut Opferzahlen ermittelte und auf „über 25 Millionen“ kam. Das gefiel dem damaligen Parteichef Chruschtschow nicht, der anordnete: „Schluss jetzt, schreiben Sie: über 20 Millionen!“ Dabei blieb es bis in die 1980-er Jahre, als eine gemischte Kommission des Verteidigungsministeriums und der Akademie der Wissenschaften 26 Millionen dokumentierte. Im Mai 1990 ließ Gorbatschow zählen und kam auf „fast 27 Millionen“. 2005 verkündete Putin (der 2018 letztmalig zur Präsidentenwahl antreten wird), dass „die Sowjetunion rund 50 Millionen Menschen verloren“ habe.

Wo sind die Beweise dafür? Bis 1989 waren Zahlen zum Gulag strenges Staatsgeheimnis, also war auch das Schicksal der rund 1,1 Millionen aus deutscher Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Rotarmisten fraglich, die Stalin alle als „Verräter“ ansah und oft genug umbringen ließ. Der Stalin-Biograph Boris Suvarin hat 1977 den Bevölkerungsverlust des Stalinismus auf 100 Millionen Menschen beziffert. Nur der kleinste Teil waren Kriegstote, weit mehr hingegen „versteckte“ Regimeopfer.

Das wissen und rügen längst auch Demographen wie Anatolij Wischnewskij: „Bis heute ist es guter Ton, an das Heldentum der Kriegsjahre zu erinnern und die Schuld Stalins zu verschweigen, der das Land nicht auf den Krieg vorbereitet hatte, dessen Verteidigungsaktionen anfänglich Stümperei waren und der spätere Siege nur durch ‚verschwenderischen‘ Umgang mit Menschenleben errang.“ Diese „Verschwendung“ blieb den Menschen lange verborgen, weil die „Fälschung demographischer Daten“ in der Sowjetunion Alltag war. Wenn Verluste nicht gleich als „melotsch“ (Kleinkram) ab-

Niemand bestreitet, dass die Sowjetunion ungeheure Kriegsoffer gebracht hat – wie auch kaum jemand den offiziellen Angaben glaubt. Zu viele Löcher, Lücken und Lügen in den Statistiken.

getan wurden, wie Wischnewskij erläuterte: Von Dezember 1939 bis März 1940 führte Stalin seinen „Winterkrieg“ gegen Finnland, der die Rote Armee mindestens 127 000 Tote und 265 000 Verwundete kostete. Von diesem „Kleinkram“ erfuhr die Öffentlichkeit lange nichts und misstraut seit jeher älteren

und neueren Zahlenangaben, was Herolde wie Schtschekotichin mit theatralischen Appellen übertönen wollen: „Unser Volk hat eine grausame Tragödie durchlebt. Und es wäre ein schrecklicher Verrat, wenn wir deren Opfer vergäßen.“

Wolf Oschlies (KK)

Deutsch-polnisches Event avant la lettre

Was mit der Landshuter Fürstenhochzeit heute noch alles gefeiert wird

Ottheinrich, Pfalzgraf von Neuburg und dann bei Rheine in Heidelberg, befand sich 1536 dort, wo er sich fast immer befand, nämlich in schlimmen Geldverlegenheiten. Sofern überhaupt möglich, war die finanzielle Lage seines jüngeren Bruders Phillip noch bedrängter. Er hatte seine Hofhaltung nicht in Neuburg, sondern in Burglengenfeld in der „obern Pfalz“, damals mit dem benachbarten Westböhmen das Eisenhüttengebiet des Mittelalters. Ihn

plagte allerdings fast noch mehr als die Geldsorgen die Sorge, ob, wo und wann er eine europäische Fürstentochter finden würde, die bereit wäre, sich mit ihm zu vermählen. Bei allen Sorgen erschien immer wieder als große Hoffnung die Aussicht, vielleicht jetzt die Forderungen an den polnischen Königshof nach Auszahlung des Heiratsgutes ihrer Großmutter Hedwig von 1475 durchsetzen zu können. Außerdem schlug (vielleicht) das Herz des Pfalzgra-



Nicht reizlos ist die Frage, wie viel ein Betrachter aus dem Jahre 1475 auf diesen Bildern des Landshuter Fremdenverkehrsamtes wiedererkennen könnte

Bilder: Stadt Landshut

fen Phillip schneller bei dem Gedanken, am Ende auch das Herz einer polnischen Prinzessin für sich zu gewinnen, wie einst sein Großvater Georg von Landshut. Diesmal richteten sich alle Hoffnungen auf die polnische Prinzessin Isabella-Elisabeth, aber aus der Sache wurde dann doch nichts. Die jungen Jagielloninnen, nach denen sich viele mannhafte (und andere) Fürstensöhne Europas verzehrten, wussten sich rar zu machen.

Gut dagegen ging die Finanzangelegenheit für Pfalzgraf Ottheinrich aus. In sieben Jahren bekam er vom polnisch-litauischen König 18 000 Dukaten ausbezahlt. (Seine notorischen Geldverlegenheiten hatten damit allerdings keineswegs ein Ende, dafür haben wir heute Ottheinrichs Baudenkmäler in Neuburg und Heidelberg.)

Das alles und noch viel mehr wurzelt also in der „Landshuter Fürstenhochzeit“, die auch 2017 gefeiert wird. Das Fest erinnert an die deutsch-polnische Heirat des bayerischen Herzogs Georg des Reichen mit Hedwig Jagiellonica, der Tochter des polnischen Königs Kasimir IV. Jagiello im Jahre 1475. Die Feier zu dieser Eheschließung in Landshut gilt bis heute als das aufwendigste Hochzeitsfest des Spätmittelalters. Die Zeremonie leitete kein Geringerer als Kaiser Friedrich III. selbst. Unter den gela-

denen Gästen waren viele hundert Adelige aus ganz Europa. Besonders der polnische Adel war stark vertreten, mit einem Gefolge von etwa 10 000 Personen. Doch nicht nur das Fest war beeindruckend, sondern auch seine politischen Hintergründe und die Bemühungen um die neuen königlich-fürstlichen Bündnisse im damaligen Europa.

Die Jagiellonen waren erst seit 1386 auf dem polnischen Königsthron. Seit 1447 hieß der König von Polen Kasimir IV. Er war einer der aktivsten polnischen Herrscher. Seine Frau war Elisabeth von Habsburg. Sie hatten insgesamt dreizehn Kinder, von denen die meisten geschickt in der dynastischen Politik eingesetzt wurden. Während drei der männlichen Nachkommen nacheinander den Thron von Polen übernahmen und damit das Land innenpolitisch absicherten, sorgten die Töchter durch gezielte Eheschließungen mit anderen Fürsten- und Königshäusern für außenpolitische Stabilisierung und Machtausbau. Das reichte bis an den britischen und portugiesischen Hof und eben auch an einen der bayerischen Herzogshöfe, den in Landshut.

Die weibliche Hauptdarstellerin Hedwig, am 21. September 1457 in Krakau geboren, wirkte für die Festigung der politischen Beziehungen zwischen dem polnischen Königreich und den bayrischen Herzog-



Selbst die Worte für all das, was hier evokiert wird, sind so gut wie ausgestorben: Prasserei, Völlerei, Prunk, Hoffahrt – von Keuschheit gar nicht erst zu reden

tüchern. Georg der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut, war für Hedwigs königliche Eltern eine gute Partie. Doch die Heirat zahlte sich nicht nur für das polnische Königreich aus. Herzogin Hedwig erwies sich als aktive Stifterin. Ihre Spuren findet man noch heute in Niederbayern, so in den Landshuter Kirchen St. Jodok und St. Martin, in der Stadtpfarrkirche St. Johannes in Dingolfing, in der Pfarrkirche von Gollenhäusen und im Wallfahrtsort Altötting.

Hedwig Jagiellonica starb am 18. Februar 1502 in Burghausen. Sie wurde in der Kirche des Zisterzienserklosters Raitenhaslach beigesetzt. Es ist jene Zisterze, die im Säkularisationsjahr 1803 auch Anton Diabelli verlassen musste, dem später Beethoven seine Diabelli-Variationen gewidmet hat. Heute erinnert dort eine Tafel an die letzte Ruhestätte der Herzogin Hedwig, die stets mit „geborene Königin von Polen“ unterschrieb. Ihr Ehemann Herzog Georg der Reiche starb ein Jahr nach ihr. Da ein männlicher Nachkomme fehlte, kam es 1504 zum Landshuter Erbfolgekrieg.

In der Bayerischen Staatsbibliothek in München liegt noch heute ein Pergamentenband mit dem Titel „Was Kostung über Herzog Georgs des Reichen von Landshut

Hochzeit erlaufen“ (sprich: Welche Kosten für die Hochzeit aufliefen). Er enthält die genaue Auflistung der Ausgaben, der Speisenfolge und der Gäste.

Bei der Hochzeit feierten über 9000 Menschen sechs Tage lang und verspeisten 323 Ochsen, 490 Kälber, 969 Schweine, 3295 Schafe und Lämmer, 51 500 Hühner und Gänse. Das erscheint viel, aber die Lebendgewichte der damaligen Speisetiere waren mit Ausnahme der Schweine nur etwa ein Drittel der heutigen, die Schlachtgewichte noch geringer. Die Landshuter Herzogsfamilie hat etwa 60 000 Gulden für die Hochzeit ausgegeben – uns das bei einem Staatsschatz des kleinen Herzogtums von etwa 1 Million Gulden. Das ist zumindest unverhältnismäßig und für das 15. Jahrhundert eine ungeheure Summe.

1475 war tiefer (Spät-)Herbst des Mittelalters (Johan Huizinga), aber noch war das Denken und vor allem das Fühlen der Lebenden von der „zügellosten Entflammbarkeit des mittelalterlichen Gemütes“ (Huizinga) beherrscht. So haben die Landshuter von 1475 sechs Tage lang ihre Fürstehochzeit und zugleich den Abschied des Mittelalters gefeiert,

Dietmar Stutzer (KK)

Abstraktes in kristalliner Konkretion

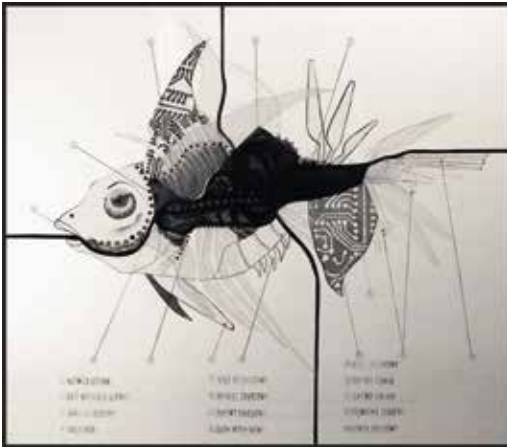
Internationaler Glaskunstpreis der Stadt Rheinbach

„Mechanischer Fisch“, „Seelenverwandte“ und „Pfeffer“ sind die Titel der Arbeiten, die von der Fachjury des 9. Internationalen Glaskunstpreises der Stadt Rheinbach ausgezeichnet wurden.

Für den diesjährigen Nachwuchsförderpreis reichten Schüler aus Deutschland und mehreren europäischen Glasfachschulen insgesamt 33 Wettbewerbsarbeiten ein. Die Ausstellung mit den Kunstwerken ist

im Glaspavillon „Hans-Schmitz-Haus“ an der Glasfachschule bis zum 24. September zu besichtigen.

Die Architektur des Rheinbacher Glaspavillons ermöglicht es, dass die ausgestellten Arbeiten rund um die Uhr einsehbar sind und die Besucher ihr Votum für den Publikumspreis „Alexandra Bruns“ abgeben können. Bis zum 1. September 2017 besteht übrigens noch die Gelegenheit, für den



Nicht frisch, dafür „mechanisch“: der Fisch von Ana Łokaj

Bild: der Autor

mit 1000 Euro dotierten Publikumspreis unter www.glaskunstpreis.com oder www.glaskunstpreis-rheinbach.de abzustimmen.

Die Verleihung des Nachwuchsförderpreises findet am 23. September im Rahmen eines Festaktes im Beisein der Schirmherrin, Dombaumeisterin a. D. Prof. Barbara Schock-Werner, statt. Die diesjährige Schirmherrin war maßgeblich am Einbau des spektakulären Fensters von Gerhard Richter im Südquerhaus des Kölner Doms beteiligt.

An dem im Zwei-Jahres-Turnus abgehaltenen Kunstevent beteiligen sich Studierende von europäischen Glasfachulen – unter anderem aus Deutschland, Österreich, Tschechien, Finnland und Polen. Als Jurymitglieder konnten fünf Persönlichkeiten der internationalen Glaskunstszene gewonnen werden: Catherine Coleman, Glaskünstlerin Gravur (GB), Mariska Dirx, Glasgalerie Roermond (NL), Jan Mergl, Westböhmisches Universität Pilsen, von der Ladislav Sutnar-Fakultät für Kunst und Design & Stellvertretender Leiter des Westböhmisches Museums (CZ), Karin Rühl M. A., Leiterin des Glasmuseums Frauenau – Staatliches Museum zur Geschichte der Glaskultur (D) und Jörg F. Zimmermann, Kunsthochschule Stuttgart (D).

Die Wettbewerbsarbeiten lagen den Juroren anonymisiert vor, nur die jeweiligen Titel waren bekannt, da sie für das künstlerische Konzept relevant sind. Die Jurymitglieder bescheinigten den eingereichten Glasobjekten ein durchgehend hohes Niveau.

Den mit 1.000 Euro dotierten 1. Preis erhielt Anna Łokaj für ihre Bleiverglasung mit dem Titel „Mechanischer Fisch“. Die junge Künstlerin vom Zespół Szkół Plastycznych / Kunstgymnasium, Dabrowa Górnicza (PL) besucht die Klasse Magdalena Łucka-Stojek, Agnieszka Mika-Kozek und Cezław Halejak.

Der 2. Preis mit 750 Euro ging an Sandra Urban für ihre modellierten, geschliffenen Figuren „Seelenverwandte“. Die Künstlerin kommt von der Staatlichen Glasfachschule Hadamar, Erwin-Stein-Schule (D), und besucht die Klasse Reiner Eul.

Mit 500 Euro ist der 3. Preis dotiert, der an Shoplar Ashirbekova von der Glaskunstfachschule Kamenický Šenov / Steinschönau (CZ), Klasse Ladislav Prucha ging. Ausgezeichnet wurde ein vierteiliges Set, Kristallglas, formgeblasen mit dem Titel „Pfeffer“.

Aus der Fülle der eingesandten Arbeiten wählte die Jury noch weitere vier interessante Kunstwerke aus und vergab Belobigungen. Die ausgezeichneten Objekte sind: „Teller“ – Glasverschmelzung (Fusing-Technik) von Martin Jašontek (Glaskunstfachschule Kamenický Šenov / Steinschönau/CZ), „Erinnerungen“ (abstraktes Buch) – Plottertechnik, UV-Verklebung von Marius Kaltenberg (Staatlichen Berufskolleg Glas, Keramik, Gestaltung des Landes NRW, Rheinbach/D) sowie „Drei Lampen“ – Hüttentechnik mit schwarzem Glas und Kristallglas von Minna Kunnas (Ikata, Kunstschule Ikaalinen/FI) und „Tier“ – formgeschmolzenes Glas, geschliffen, verklebt von Natalia Laskowska (Kunstgymnasium, Dabrowa Górnicza/PL).

Während der Laufzeit der Ausstellung mit den Wettbewerbsarbeiten zum 9. Internationalen Glaskunstpreis der Stadt Rheinbach wird im Glasmuseum und im „Hans-Schmitz-Haus“ ein abwechslungsreiches Begleitprogramm unter dem Titel „Kulturpavillon“ angeboten.

Zu den Workshops im Glasmuseum gehören Programme wie „Gravur für Kinder und Jugendliche“ mit Angela Liane Wagner (19. August), „Glasmosaikbilder für Kinder“ mit Helga Feuser-Strasdas (22. August) und „Impressionen aus den Ferien“ – Gestaltung eines Glastellers mit Bozena Yazdan (25. August).

Im Erwachsenen-Workshop „Glas und Farbe – Einführung in die Glasverschmelzung“ verrät der Designer Dr. Wolfgang Schmölbers (9. September) kreative Tipps rund um die älteste und zugleich jüngste aller Glas-

techniken der Glasverschmelzung (Glas-Fusing). „Meine Sicht“ – der Workshop für Erwachsene mit Patricia Roßhoff-Roy findet im Glaspavillon „Hans-Schmitz-Haus“ statt (30. August).

Den Abschluss der Begleitveranstaltungen bildet das Programm „Textprobe“ am 18. September ebenfalls im Glaspavillon „Hans-Schmitz-Haus“. Unter der Moderation von Gerd Engel präsentiert Rheinbachs talentierte Literaturbühne für Menschen, die gerne schreiben und ihre Texte vor einem aufmerksamen Publikum vorlesen möchten, ein Programm mit Gedichten, Kurzgeschichten, Romanfragmenten, Slam-Poetry, Essays und Liedern.

Fazit: In diesem Sommer tut sich was in der Glas- und Kulturszene Rheinbachs, ein Besuch lohnt sich allemal.

Dieter Göllner (KK)

Feinstes Gespür für Zeit und Zeitung

Der schlesische Rheinische Postler Joachim Sobotta ist gestorben

An seinem 85. Geburtstag habe ich ihm telefonisch gratuliert! Da ging es ihm gesundheitlich schon sehr schlecht. Nicht lange danach, am 10. Juni, ist er gestorben.

Einem seiner Söhne konnte ich noch von unserer Schneekoppenbesteigung berichten, das war vor 15 Jahren bei einer schlesisch-böhmischen Reise des Bundes der Vertriebenen. Sobotta war gebürtiger Glatzer und blieb auch nach der Vertreibung durch die neuen polnischen „Verwalter“ stets seiner Heimat und den ostdeutschen Vertriebenen verbunden.

Die „Rheinische Post“, die er nahezu 30 Jahre lang erfolgreich als Chefredakteur leitete, hatte seinerzeit noch einen eigenen Teil „Jenseits von Oder und Neiße“ und verfolgte eine gesamtdeutsche Linie, ohne jedoch die Ziele der organisierten Vertriebenen uneingeschränkt zu vertreten. Die

Wiedervereinigung Deutschlands und die Ablehnung jeglicher Art von Diktatur sowie der sowjetischen Vorherrschaft gehörten allerdings zu Joachim Sobottas unerschütterlichen Grundsätzen.

In einer Anzeige gedenken die Verantwortlichen der Mediengruppe des großen Journalisten: „Die Zeitung verstand Sobotta als Brückenbauer, der Verbindung schafft und Heimat erschließt. Das war für den gebürtigen Niederschlesier, der als junger Mensch ins Rheinland kam, wesentlich: Er wollte Geborgenheit vermitteln, ohne schön zu reden, was es zu kritisieren galt. Kaum ein Tag, an dem Joachim Sobotta nicht kenntnisreich und meinungsstark kommentierte. Kaum ein Tag, an dem er nicht Kollegen lobte, die ihn in der Redaktion ideenreich und einsatzfreudig unterstützten. Joachim Sobotta sah sich selbst als erster Schreiber

der Redaktion. Er wollte nicht bloß Redaktionsmanager sein, sondern schreibend und gestaltend teilhaben am spannenden täglichen Prozess des Zeitungsmachens.“

Nach seiner Pensionierung arbeitete er ehrenamtlich im Haus Schlesien e. V. in Königswinter, im Vorstand der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR in Bonn, nachmals Königswinter, und im Kuratorium der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf, bis er sich wegen der Erkrankung seiner Frau, die er aufopferungsvoll betreute, nach und nach zurückziehen musste.

Er besuchte mit unseren Freunden Oberschlesien und dort den Kreis Ratibor. Er unterstützte den Lubowitzer Eichendorff-Verein und das Kulturzentrum in Lomnitz. Beim Abstieg von der Schneekoppe, den er unbedingt zu Fuß bewältigen wollte, war er zeitweise vermisst, stieß dann aber per Anhalter wieder zu uns. Er hatte eine eigene Art, seinen Kopf durchzusetzen, ohne dabei anderen zur Last zu fallen.

Wegen seiner vielfachen Verdienste wurde er am Tag der Deutschen Einheit, dem 9. Oktober 2002, auf Schloss Stonsdorf in den schlesischen Ritterstand aufgenommen. Das war reichlich überfällig, nach allem, was er für schlesische Belange getan hatte und tat, außerdem beherrschte er die schlesische Mundart perfekt.



Auch für ernstgemeinten Humor zu haben: Joachim Sobotta wird von Rüdiger Goldmann zum schlesischen Ritter gekürt

Bild: privat

Sobotta war als bekennender Protestant zugleich ein Mann der typischen Toleranz, wie sie sich in Schlesien mit seiner religiös gemischten Bevölkerung und seiner jahrhundertelange Zugehörigkeit zu Österreich und danach zu Preußen ausgebildet hat. Zwar hatte er im Rheinland ein neues Zuhause und eine einflussreiche Position gefunden, blieb aber seiner Heimat Schlesien stets verbunden. Mit Rubezahl wollen wir ihm alle danken, wir vermissen ihn und trauern.

Rüdiger Goldmann (KK)

Priesterwerkätige

Aktivitäten des Sudetendeutschen Priesterwerks

Einen Generationswechsel vollzog bei seiner jüngsten Mitgliederversammlung im Bamberger Bistumshaus St. Otto das Sudetendeutsche Priesterwerk e. V.: Der bisherige stellvertretende Vorsitzende Pfarrer Holger Kruschina (46) steht nun an der Vereinsspitze. Auch alle weiteren Vorstandsmitglieder sind neu. Auf Antrag Kruschinas

wurde der bisherige Vorsitzende Monsignore Wuchterl zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Doch nicht nur personell befindet sich das Sudetendeutsche Priesterwerk im Umbruch. Auch in der Vereinsarbeit gibt es nach dem Verkauf des Hauses St. Johann in Brannenburg neue Schwerpunkte. Das Sudetendeutsche Priesterwerk hat nun

seinen Sitz in den Räumen der Hauptstelle der Ackermann-Gemeinde in München.

Monsignore Wuchterl informierte darüber hinaus über die Gremiumssitzungen und die Abschiedsveranstaltungen vom und im Haus St. Johann, über die Neustrukturierung in der Vertriebenenseelsorge, die künftige Aufgabenverteilung mit der Ackermann-Gemeinde bei Veranstaltungen und den Austausch mit dem österreichischen Priesterwerk. Zum Abschluss dankte er den Vorstandsmitgliedern und dem Geschäftsführer für die gute Zusammenarbeit. Jäger wird weiterhin auf ehrenamtlicher Basis die Geschäftsführung des Priesterwerks übernehmen. Der Bamberger Vertriebenenseelsorger Monsignore Herbert Hautmann dankte Monsignore Wuchterl für seine langjährige Vorstandstätigkeit.

Über weitere Zahlen, Daten und Fakten berichtete Geschäftsführer Jäger. Dem Verein gehören aktuell 84 Priester an. Die eingehenden Geldmittel setzen sich aus Messintentionen, Spenden und Erbschaften zusammen. Der Hauptpunkt der Geschäftstätigkeit war im Jahr 2016 die Abwicklung des Verkaufs des Hauses St. Johann. Außerdem nannte er die Veranstaltungen: tschechisch-deutsches Priestertreffen, sudetendeutscher Schwestern-

kongress, Urlaubswoche für tschechische Priester, Priesterexerziten, Infostand beim Sudetendeutschen Tag und Wallfahrten.

Von zentraler Bedeutung für die Zukunft des Priesterwerks wird eine Stiftung sein. Damit können förderwürdige Projekte (wissenschaftliche Arbeiten) unterstützt und ein Kapitalstock für die Vereinsarbeit aufgebaut werden. Bei den Themen sollen besonders pastorale Initiativen und Aspekte der Priesterausbildung in Tschechien im Fokus stehen. Ein siebenköpfiges Team aus Deutschen und Tschechen soll diese inhaltlichen Schwerpunkte koordinieren. Die neue Vorstandschaft erhielt den Auftrag, die Gründung und Konzeption dieser Stiftung einzuleiten und ein „Siebener-Gremium“ zu bestellen.

Am Rande der Versammlung beleuchtete Matthias Dörr, Bundesgeschäftsführer der Ackermann-Gemeinde, einige neue Inhalte der Vertriebenenseelsorge und wies auf die in Deutschland und Tschechien laufende Ausstellung „Zeugen für Menschlichkeit“ hin, zu der auch das Sudetendeutsche Priesterwerk wichtige Vorarbeiten geleistet hat. „Vieles ist aber noch nicht erforscht“, stellte Dörr fest und freute sich, dass sich das Sudetendeutsche Priesterwerk dieses Themenfeldes annehmen möchte, zumal

*Was der Mann
Gottes tut,
ist wohlgetan
und ein Grund
zur Zufriedenheit.
Diese strahlen
die Mitglieder
des Priester-
werks auch aus*

Bild: der Autor



sich solche Zeugen – deutsche oder tschechische Märtyrer – als „Brücken“-Gestalten eignen.

Im Rahmen der Tagung ehrte das Priesterwerk auch seine Jubilare des Jahres 2016. Auch der Bamberger Oberhirte Erzbischof Ludwig Schick besuchte die Tagung, feierte mit den Priestern Eucharistie und würdigte das Wirken des Sudetendeutschen Priesterwerks und der Vorstandschaft. In den Referaten im Studienteil ging es um

die Themen „Luther zwischen Mythos und Wahrheit“ (Domkapitular Professor Dr. Wolfgang Klausnitzer) und „Die Übernahme der Wallfahrtsorte Grulich und Philippsdorf durch die Redemptoristen und die verbindende Persönlichkeit von Pater Andreas Hamerle“ (Doc. Ph.Dr. Kristina Kaiserova). Über die Arbeit der Ackermann-Gemeinde im Erzbistum Bamberg informierte der Diözesanvorsitzende Franz Kubin.

Markus Bauer (KK)

„Zugleich das Glück sowie das Leid“

Feiern und Gedenken auf Schloss Burg

Das unter Denkmalschutz stehende Ensemble Schloss Burg bei Solingen wird derzeit renoviert. Der Bergfried des historischen Wahrzeichens ist bis hoch zum Dach eingerüstet, auch die Arbeiten am Grabentorhaus im Eingangsbereich sind bereits angelaufen. Trotzdem wachte das Reiterstandbild des Grafen von Berg und Erzbischofs von Köln Engelbert II. am ersten Juli-Wochenende über das bunte Geschehen rund um die Gedenkstätte des Deutschen Ostens.

Der von der Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, schon vor Jahren ins Leben gerufene Begegnungstag auf Schloss Burg fand diesmal in einer erweiterten Form statt. Die bisher auch als „kleines“ Ostpreußentreffen bekannte Veranstaltung wurde erstmals gemeinsamer Treffpunkt für die NRW-Landesgruppen der Landsmannschaften Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Die drei Landsmannschaften haben sich zusammengeschlossen und ihre Mitglieder, Förderer und Freunde zum Heimattreffen ins Bergische eingeladen. Als Gastrednerin konnte die Breslauerin Renata Zajackowska – die Vorsitzende der Deutschen sozial-kulturellen Gesellschaft in Breslau und Vize-Vorsitzende des Verbandes der Deut-

schen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen – gewonnen werden. Die Referentin war aus Oppeln gemeinsam mit Maria Neumann, der Geschäftsführerin des Verbandes der Deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen, angereist, hatte also 930 Kilometer zurückgelegt. Die Breslauerin ist vor kurzem für ihre Verdienste um die deutsche Minderheit in Polen mit dem vom polnischen Staatspräsidenten Andrzej Duda verliehenen Verdienstkreuz der Republik Polen in Gold ausgezeichnet worden. In ihrem Vortrag „Heimat und Identität aus Sicht der Heimatverbliebenen“ sagte Renata Zajackowska: „Ich habe die Ehre, all die zu vertreten, die der Heimat besonders treu waren und sind, nämlich die deutschen Schlesier, Ostpreußen und Pommern, die nach dem Krieg zugleich das Glück sowie das Leid hatten, in der Heimat zu bleiben. Wir alle, hier und da, sind die prädestinierten Brückenbauer für Völkerverständigung und Vertiefung der europäischen Einheit.“

In seinem Grußwort betonte Wilhelm Kreuzer, der vor kurzem gewählte Vorsitzende der Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe NRW: „Heute stehen kulturelle Themen im Vordergrund. Dies soll auch künftig so bleiben. Wir wollen uns hier

treffen, um Traditionen zu pflegen, Freunde wiederzusehen und neue Freunde zu gewinnen.“

Rudi Pawelka, Landesvorsitzender der Landsmannschaft Schlesien in NRW und BdV-Landesvorsitzender NRW, erinnerte daran, dass es die Aufgabe aller Landsleute sei, für ihre Heimatregionen einzutreten. Das reiche ostdeutsche Erbe müsse bewahrt und gepflegt werden, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Es sei wünschenswert, dass die Vertriebenen zeigen, welch wertvolles „geistiges Gepäck“ sie auf ihrer Flucht in die Bundesrepublik Deutschland mitgebracht haben. Veranstaltungen wie das Heimattreffen auf Schloss Burg seien eine gute Gelegenheit, das Selbstwertgefühl der Vertriebenen zu stärken.

Als Vertreter der Pommerschen Landsmannschaft, Landesgruppe NRW, sowie der Bundeslandsmannschaft der Pommern sprach Detlef Lindemann. Er hob die gute Kooperation der drei Landsmannschaften hervor, die es ermöglicht hat, dass die Pommern gemeinsam mit den Ostpreußen und den Schlesiern vor der Gedenkstätte des Deutschen Ostens das Landestreffen durchführen können. „Es ist nun unsere Aufgabe, unsere ostdeutsche Kultur in das ganze gegenwärtige Deutschland einzubringen und es heute hier zu bezeugen.“

Im Rahmen des offiziellen Programms kam auch diesmal die junge Generation zu Wort. Tobias Link, Bund Junges Ostpreußen i. d. LO, Regionalvorsitzender West, erklärte: „Unser Anliegen ist es, das kulturelle und geschichtliche Erbe Ostpreußens zu bewahren, daran zu erinnern und es jungen Leuten zu ermöglichen, die Kulturlandschaft Ostpreußens erleben zu können. Darüber hinaus ist es für uns eine Herzensangelegenheit, an das Schicksal der deutschen Vertriebenen, zu denen viele unserer Großeltern gehören, während und nach dem Zweiten Weltkrieg zu erinnern und dafür Sorge zu tragen, dass dieses nicht in Vergessenheit gerät.“



Bunter Reigen trotz Regen, Standfestigkeit bei aller Beschwingtheit: Mitglieder der schlesischen Tanzgruppe „Der Fröhliche Kreis“

Bild: Dieter Göllner

Den „Bunten Reigen“ moderierte die Kultur- und Frauenbeauftragte der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Bärbel Beutner. Sie hatte ein abwechslungsreiches Programm mit musikalischer Umrahmung durch das Oberschlesische Blasorchester vorbereitet. Zu Gast war die schlesische Tanzgruppe „Der Fröhliche Kreis“ aus Bergisch Gladbach. Wegen des einsetzenden Regens konnte die Gruppe nicht ihr ganzes Programm vorführen. Samt, Spitzen, Brokat und die handgewebten Stoffe der Trachten hätten durch zu viel Nässe gelitten. Die Tänzer schafften es dennoch, bei den ersten Sonnenstrahlen etwas von ihrem Schwung zu zeigen.

Dr. Bärbel Beutner rezitierte ein Gedicht von Friedrich Bischoff (1896 Neumarkt / Schlesien – 1976 Großweier/Baden) und ging dabei auf das „reiche und geschichtsträchtige Schlesien“ ein. Brigitte Kiel stellte die Geschichte und Kultur Pommerns detailliert vor. Vorgetragen wurde u. a. das Gedicht „Heimweh nach Rügen“ von Ernst Moritz Arndt. Die ostpreußische Landschaft wurde mit dem Gedicht „Träume von der Heimat“ gewürdigt. Zum Abschluss des Treffens sangen alle Landsleute zusammen das „Bergische Heimatlied“.

(KK)

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Politisch blinder Seher

Victor Klemperer: Warum soll man nicht auf bessere Zeiten hoffen. Ein Leben in Briefen. Aufbau-Verlag, Berlin 2017, 640 Seiten, 28 Euro

Dass der Berliner Romanistikprofessor Victor Klemperer (1881–1960) dreieinhalb Jahrzehnte nach seinem Tod mit seinen Tagebüchern 1933/45 einmal weltweit bekannt werden würde, war nicht zu erwarten, als er in Dresden starb. Als jüngster Sohn eines Rabbiners in Landsberg an der Warthe geboren, hatte er 1897 die Schule abgebrochen, dann aber 1902 das Abitur nachgeholt und vier Jahre in München, Genf, Paris und Berlin die Fächer Philosophie, Germanistik und Romanistik studiert, ohne freilich irgendein Examen abzulegen.

Stattdessen heiratete er am 16. Mai 1906 die aus Königsberg/Preußen stammende Konzertpianistin Eva Schlemmer (1882–1951) und führte an ihrer Seite ein unbeschwertes Leben als Zeitungsschreiber. Sechs Jahre später zog er, der 1903 zum Protestantismus konvertiert war, mit seiner Frau nach München, nahm sein Studium wieder auf und erwarb mit einer germanistischen Arbeit den Dokortitel. Die Habilitation erfolgte schon 1914 bei dem angesehenen Romanisten Karl Vossler. Im Jahre 1915, mitten im Ersten Weltkrieg, an dem er als Kriegsfreiwilliger an der Westfront teilnahm, ging er als Privatdozent nach München und wurde 1920 als Ordinarius an die Technische Universität Dresden berufen. Die Habilitation erfolgte schon 1914 bei dem Romanisten Karl Vossler. So nahm eine akademische Karriere ihren vielversprechenden Lauf.

Die 15 Dresdner Jahre, bevor er 1935 als Jude und NS-Gegner in den zwangsweisen Ruhestand versetzt wurde, waren die wissenschaftlich fruchtbarsten im Leben des in der

Neumark geborenen Gelehrten. Noch im Jahr der „Machtergreifung“ 1933 erschien seine Monografie des französischen Barockdramatikers Pierre Corneille. Das 1938 gegen Juden verhängte Verbot, öffentliche Bibliotheken zu nutzen, machte ihm freilich wissenschaftliches Arbeiten völlig unmöglich.

Die Entrechtung der deutschen Juden führte dazu, dass das Ehepaar 1940 das sechs Jahre zuvor bezogene Wohnhaus in Dölzchen verlassen und in ein Dresdner „Judenhaus“ umziehen musste. Noch aber war Victor Klemperer, der von 1943 an in mehreren Dresdner Betrieben Zwangsarbeit leisten musste, durch die Ehe mit einer „arischen“ Frau vor der Verschleppung in ein Konzentrationslager geschützt.

Während des Angriffs britischer und amerikanischer Flugzeuge auf Dresden in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1945 konnten Eva und Victor Klemperer, der sich den „Judenstern“ abgerissen hatte, aus der brennenden Stadt entkommen und sich bei einer früheren Hausangestellten im Dorf Piskowitz in der Oberlausitz verstecken. Von dort aus erreichten sie in mehrtägiger Flucht über München das Dorf Unterbernbach bei Augsburg, von wo sie am 10. Juni 1945 in ihr Haus nach Dölzchen zurückkehrten.

In Dresden trat Victor Klemperer sofort aus der evangelischen Kirche aus, die ihn nicht vor Verfolgung hatte schützen können. Im Herbst 1945 wurde er in seinem 1935 verlorenen Amt als Universitätsprofessor bestätigt, trat am 23. November der KPD bei und wurde automatisch Ostern 1946 in die neugegründete SED übernommen. 1945 wurde er Direktor der Volkshochschule Dresden und übernahm 1946/47 im „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ leitende Funktionen. 1947 veröffentlichte er sein Buch „LTI“ (Lingua Tertii Imperii) über den Sprachmissbrauch im „Dritten Reich“. Im selben Jahr wurde er an die

Universität Greifswald berufen und von dort 1948 nach Halle, wo er bis 1960 lehrte, zugleich übernahm er 1951 bis 1955 eine Professur an der Ostberliner Humboldt-Universität.

Eva Klemperer, die 45 Jahre mit ihm verheiratet gewesen war und die Demütigungen und Erniedrigungen während der NS-Zeit mit ihm durchgestanden hatte, starb überraschend am 8. Juli 1951. Schon im Jahr darauf heiratete er die Romanistin Hadwig Kirchner. Sie war in Halle seine Assistentin und in Ostberlin seine Oberassistentin und schrieb bei ihm ihre Dissertation über Heinrich Manns zweibändigen Exilroman „Die Jugend und die Vollendung des Königs Henri Quatre“.

Niemand aber, außer seinen beiden Ehefrauen Eva und Hadwig, wusste zu DDR-Zeiten davon, dass er nicht nur angesehener Literaturwissenschaftler, sondern insgeheim auch Tagebuchschreiber war, der unter Lebensgefahr seine Verfolgungsgeschichte 1933/45 aufgezeichnet hatte. Das 1995 unter dem Titel „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten“ (1800 Seiten) veröffentlichte Tagebuch begründete seinen Nachruhm.

Der vorliegende Briefband ist eine unentbehrliche Ergänzung zu allen Ausgaben seiner Tagebücher von 1918 bis 1959. Einer der ersten Briefe vom 28. April 1910 war an die deutsch-mährische Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach gerichtet, die er ehrerbietig darum bat, sie besuchen zu dürfen. Brieflichen Austausch pflegte er aber auch mit Fachkollegen, die entweder emigriert oder des Amtes enthoben worden waren wie Karl Vossler in München; ein anderer Briefpartner war Werner Krauss, der als Widerstandskämpfer 1944 knapp der Todesstrafe entronnen war und 1947 nach Leipzig berufen wurde.

Victor Klemperer, der den Aufstieg des Nationalsozialismus mit wachen Sinnen beobachtete, war dennoch politisch blind. Sein ältester Bruder Georg Klemperer (1865–1946), Medizinprofessor in Berlin, war weit helllichtiger und emigrierte im Alter von immerhin 70 Jahren in die Vereinigten Staaten. In mehreren Briefen beschwor er seinen Bruder, das Land zu verlassen und sich eine „außerdeutsche Unterkunft“ (5. Januar 1934) zu suchen, stieß aber auf Unverständnis. Im letzten Brief vom 22. Januar 1934 klärte er seinen Bruder auf, dass die „arischen Deutschen“ den Juden ihr Deutschtum abgesprochen hätten und sie nun

als „Fremdstämmige“ gälten. Victor Klemperer setzte sein Leben aufs Spiel, hatte Glück und wir mit ihm als dem klugen Chronisten einer Zeit, in der Verstand so selten geworden war.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Heterogenität als Qualität

Das Beispiel Stettin

Stettin ist die heterogenste Großstadt Polens, so Jan Musekamp vor der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e. V. im Münchener Haus des Deutschen Ostens. Der Referent lehrt osteuropäische Geschichte an der Viadrina in Frankfurt an der Oder. Sein Habilitationsprojekt befasst sich mit der Kulturgeschichte transnationaler Mobilität im östlichen Europa. Seine Dissertation „Zwischen Stettin und Szczecin – Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005“ erschien 2010.

Stettin – der polnische Name Szczecin sei selbst für Polen schwer auszusprechen – hat heute sein Selbstbewusstsein gefunden und definiert sich zunehmend über seine Region, die deutschen und polnischen Teile des historischen Pommerns. Durch die Neuzuwanderer aus allen Gebieten des polnischen Staates, durch Juden, Ukrainer, Lemken, Griechen und Makedonier, die vor dem kommunistischen Bürgerkrieg geflohen waren, wurde Stettin die heterogenste Großstadt Polens mit heute etwa 410 000 Einwohnern.

Die nach Bombenangriffen stark zerstörte Stadt bietet heute mit dem hervorragend restaurierten Schloss der – heute Slawenherzöge genannten – Pommern einen Anziehungspunkt, ansonsten ist noch viel zu tun, sind freie Flächen zu bebauen, damit der alte Glanz der Hafens- und Universitätsstadt wiederhergestellt wird. Was nach 1949 entstand, entsprach nicht den Vorstellungen seiner Planer, es kam zu einer eher autogerechten Stadt. Bis 1972 herrschte ein Gefühl der Vorläufigkeit, erst danach begann die kulturelle Aneignung der Region durch die neuen Bewohner.

Nach der Zerstörung der deutschen Denkmäler, der Zeit der leeren Sockel „kam es nur sehr schleppend zu einer polnischen Denkmallandschaft“. Wo vorher das Reiterstandbild Kaiser

Wilhelms I. gestanden hatte, wuchs nun das „Denkmal der Dankbarkeit“ gegenüber der Roten Armee. Adam Mickiewicz wurde gefeiert, an die Stelle von Carl Loewe rückte die Muttergottes. Unpolitische Denkmäler blieben meist bestehen. Aus Lemberg kam „bei Nacht und Nebel“ die Büste des Dichters Kornel Ujejski. Man fürchtete allzu starke Erinnerungen an die verlorenen polnischen Gebiete und Schwierigkeiten für die Integration der in der „Aktion Wisla“ aus dem Lemberger Gebiet Vertriebenen.

Die heutigen Stettiner bekennen sich zur deutschen, schwedischen und preußischen Vergangenheit der Stadt. Im Stadtarchiv liegen die deutschen Urkunden, die auch im Internet verfügbar sind.

Seit 1995 kam es zu einer deutsch-polnischen Quellenedition. Im selben Jahr wurde die Euroregion Pomerania gegründet. Zum Unwillen der Stettiner sichern sich heute reiche Warschauer die „Filetstücke“ am Ostseestrand.

Norbert Matern (KK)

„Er wartete auf sein Schicksal“

Ernst Wiechert auf Russisch

„Das Nachwort soll nach dem Wort im Text suchen, welches erlöst und rettet, auch wenn das zu interpretierende Wort des Autors sich am Rande der Todesfuge erhören lässt.“ Diese Aufgabe stellt sich Wladimir Gilmanov von der Kant-Universität Kaliningrad/Königsberg, als er das Nachwort zu dem neuen Band mit Texten von Ernst Wiechert in russischer Übersetzung schreibt. Unter dem Titel „Ernst Wiechert – ein Dichter des Widerstandes im Dritten Reich. Texte und Reden gegen das NS-Regime“ erschien auf den Tag genau zu Wiecherts 130. Geburtstag am 18. Mai 2017 in Kaliningrad ein weiterer Wiechert-Band in russischer Sprache.

Ein hartes Stück Arbeit lag hinter der Übersetzerin Lidia Natjagan, die Ernst Wiecherts Bericht „Der Totenwald“ über seine Gefangenschaft im KZ Buchenwald 1938 sowie seine politischen Reden von 1933, 1935 und 1945 ihren russischen Landsleuten zugänglich gemacht hatte. Nun wurde das Buch am 18. Mai 2017 in der Bibliothek Tschechow in Kaliningrad vorgestellt.

Die Direktion hatte den Raum liebevoll vorbereitet. Die Anordnung der Stühle schuf, wie eine russische Besucherin sagte, eine wohlthuende Atmosphäre, an einer Stellwand hingen Wiechert-Porträts und Zeichnungen der Malerin Tamara Tichonova, die auch anwesend war. Sie hat alle bisherigen russischen Publikationen illustriert: Wiecherts Lebenserinnerungen „Wälder und Menschen“ und „Jahre und Zeiten“ sowie den Band „Ostpreußen im Werk Ernst Wiecherts“, der 2014 erschienen ist. Bei den Präsentationen der Bücher durch die Übersetzerin Lidia Natjagan fanden auch Ausstellungen der Künstlerin Tamara Tichonova statt.

Mehrere Stapel der grünen Bücher warteten darauf, von den Gästen mitgenommen zu werden, denn alle russischen Wiechert-Publikationen werden nicht verkauft, sondern an Schulen und Bibliotheken verteilt. Das erlösende Wort soll so leichter Verbreitung finden. Und alle Bücher sind grün, ein Bezug zu Wiecherts Kindheits- und Seelenlandschaft, zu den Wäldern Masurens, wo fast alle seine großen Dichtungen spielen.

Er wurde 1887 im Forsthaus Kleinort im Kreis Sensburg geboren, wichtige Stationen seines Lebens fanden allerdings in Königsberg statt: die Schulzeit an der Königlichen Oberrealschule von 1898 bis zum Abitur 1905, das Studium an der Albertina bis zum Staatsexamen 1911, die Heirat 1912 und die Lehrtätigkeit an dem neu gegründeten Hufengymnasium am Tiergarten bis 1929. 1938 lebte Ernst Wiechert in Wolfratshausen bei München, wo er mit seiner zweiten Frau den Hof Gagert erbaute.

Seine schriftstellerische Karriere war auf dem Höhepunkt, aber er hatte bereits seine Stimme gegen Unrecht und Gewalt erhoben und wusste, dass die Machthaber ihn seit der Rede von 1935 vor den Münchner Studenten beobachteten und bei Gelegenheit ergreifen würden. Die Gelegenheit ergab sich, als er gegen die Einweisung von Pastor Martin Niemöller ins KZ protestierte. „Er wartete auf sein Schicksal“, heißt es über den Protagonisten Johannes im „Totenwald“. Das Schicksal erfüllte sich. Am 8. Mai 1938 wurde Wiechert verhaftet und nach München ins Polizeigefängnis gebracht. Von dort wurde er Anfang Juli ins Konzentrationslager Buchenwald überstellt und Ende August entlassen. Angesichts internationaler Proteste fürchtete das Regime einen so prominenten Märtyrer.

Schwerkrank und geschwächt, stand er bis

1945 unter Gestapo-Aufsicht. 1939 schrieb er den Bericht „Der Totenwald“ und vergrub das Manuskript im Garten von Hof Gagert. Im Herbst 1945 erschien das Werk in der Schweiz, 1946 in Deutschland.

Als Jelena Georgijewna Kotova in Vertretung der Direktion die Gäste in der Bibliothek Tschchow am 18. Mai 2017 begrüßte, konnten sich die Herausgeber dieses neuen russischen Wiechert-Bandes doch sagen, dass ihre Mühen und Zweifel zu einem guten Ergebnis geführt haben. Den russischen Lesern wird durch den dokumentarischen Gehalt des Berichtes „Der Totenwald“ eine „bestialische Entmenschlichung durch den unfassbaren kollektiven Verrat aller regulativen Prinzipien der Vernunft und des Gewissens“ vor Augen geführt, wie Gilmanov es ausdrückt. Zugleich aber stellt er die Frage, ob Wiechert nicht ein „Bote“ sei, der uns heute noch Lebenden und ihn Lesenden helfen kann, die „lebensnotwendigen Lehren“ aus diesen Erfahrungen zu ziehen.

Die russischen und deutschen Wiechert-Freunde hätten das neue Buch gern an Wiecherts langjähriger Wirkungsstätte, dem früheren Hufengymnasium, vorgestellt. Dort befindet sich heute ein Institut der Kant-Universität und seit mehreren Jahren ein gut eingerichtetes Wiechert-Museum. Leider ließ sich dieser Wunsch nicht verwirklichen, aber am 25. Mai fand durch die Vermittlung von Professor Dr. Gilmanov eine weitere Präsentation in der Kaliningrader Wissenschaftlichen Gebietsbibliothek statt. Und da kam dann auch das Hufengymnasium zum Zuge. Konrad Behrend, ein Veteran des Gymnasiums, war aus Berlin angereist und ging in seiner Ansprache auf Wiecherts pädagogisches Wirken ein. Er war sehr beliebt bei seinen Schülern und wurde – Gilmanov wurde dadurch bestätigt – bereits damals zum Vermittler „lebensnotwendiger Lehren“. Dazu zitierte Konrad Behrend die bekannten Sätze aus der „Abschiedsrede an die Abiturienten“ von 1929: „... es ist nicht nötig, dass es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr D-Züge, mehr Parteien, Sekten, Vereine, Weltanschauungen. Aber es ist nötig, dass es etwas weniger Tränen auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen.“

Bei beiden Veranstaltungen stellte Lidia Natjagan das Leben und das Werk Ernst Wiecherts detailliert und mit umfangreichem Bildmaterial

vor. Sie brachte den russischen Lesern den „Boten“ nahe, der nach Gilmanovs Worten Hoffnung bringt: „In Wiecherts Weltbild ist es die Hoffnung darauf, dass der Mensch die dämonischen Schattierungen des Totenwaldes verlassen wird ...“

Bärbel Beutner (KK)

„... um die Memel herum“

Bobrowskis Landschaft in Valiaugas Fotos

Das Ostpreußische Landesmuseum präsentiert bis zum 8. Oktober Arbeiten des litauischen Fotografen Arturas Valiauga (geboren 1967), deren Schwerpunkt Biographie und Werk des in Ostpreußen aufgewachsenen Schriftstellers Johannes Bobrowski (1917–1965) bilden. Arturas Valiaugas Bilder erschließen eine Topographie des Lebens und Schaffens von Johannes Bobrowski. So erschafft er eine konzeptuelle Dokumentarfotografie, die uns auf die Wege Bobrowskis im heutigen Litauen, im Kaliningrader Gebiet und in Deutschland führt.

Die 100. Wiederkehr seines Geburtstages lässt das Interesse an Johannes Bobrowski und seinem Werk wiederaufleben. (Auch die KK hat ihn mehrfach gewürdigt.) Der in Tilsit geborene Bobrowski hat sich in seinem literarischen Werk mit seiner Heimatregion, der Landschaft und dem Spannungsfeld des Miteinanders der verschiedenen dort lebenden Volksgruppen auseinandergesetzt. Bobrowski hat seine Motivation wie folgt benannt: Die Deutschen „wissen nämlich nicht über ihre östlichen Nachbarn Bescheid. Bis heute nicht. [...] Sie wissen etwas nicht, was ich glaube zu wissen, wo ich sehr viele Erfahrungen habe.“ „Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit.“

Als ein ausgezeichnete Kenner der ostpreußischen Geschichte und geprägt durch seine schmerzhaften Erfahrungen in Krieg und Kriegsgefangenschaft, hat Bobrowski mit seiner Lyrik und seinen Romanen dem schwierigen Schicksal der Region ein literarisches Denkmal gesetzt. Durch die intensive Beschäftigung Bobrowskis mit seiner inzwischen zu Litauen und Russland gehörenden Geburtsregion wird

er heute deutlich als Teil der europäischen Kultur wahrgenommen.

In Verbindung des Werkes Bobrowskis mit der konzeptuellen Dokumentarfotografie von Arturas Valiauga entsteht eine Form des Erinnerns, die europäische Geschichte lebendig macht und zum Nachdenken anregt. Einen Einblick bietet unser Titelbild

Zur dieser Sonderausstellung gibt es ein umfangreiches Begleitprogramm, das auf der Webseite www.ostpreussisches-landesmuseum.de ausführlich beschrieben wird.

(KK)

Mehr als nur Nachbarn

Die Deutschen und ihre östlichen Anrainer

In der ursprünglich sudetendeutschen Bildungsstätte „Der Heiligenhof“ in Bad Kissingen gibt es ein länder- und regionenübergreifendes Bildungsangebot. Vom 20. bis zum 25. August 2017 wird zu einem Seminar „Mehr als nur Nachbarn. Die Deutschen und ihre östlichen Anrainer“ eingeladen. Erwartet werden Angehörige der deutschen Minderheiten und aus deren Umfeld in Ostmitteleuropa sowie Aussiedler, Vertriebene und allgemein an der Thematik interessierte Personen.

In der Tagungseinladung heißt es: Nachbarschaft kann man sich nicht aussuchen. Sie ist schicksalhaft, man kann ihr nicht entrinnen, sie aber gestalten. In der rund tausendjährigen Geschichte der Deutschen mit ihren östlichen Nachbarn waren die Beziehungen die meiste Zeit über gut. Es gab dynastische, politische, wirtschaftliche, kirchliche, kulturelle Beziehungen und Verflechtungen, gemeinsame Interessen, Handel und Wandel. Die jüngere Geschichte, vor allem die in der Mitte des 20. Jahrhunderts, ist jedoch durch Krieg, Holocaust, Flucht und Vertreibung, Kommunismus usw. schwer belastet. Seit 1989 sind die östlichen Nachbarländer Deutschlands einem großen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandel ausgesetzt. Mit allen östlichen Nachbarn ist das wiedervereinigte Deutschland Mitglied im gleichen Militärbündnis und in der EU. In Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung sind die Volkswirtschaften eng vernetzt. Eine Friedens-

dividende in Form von Wohlstandsgewinnen ist Wirklichkeit geworden. Es gibt rege zivilgesellschaftliche Zusammenarbeit auf allen Ebenen: Kinder-, Jugend- und Studentenaustausch sowie Partnerschaften zwischen Vereinen, Verbänden, Kirchen, Regionen, Handelskammern etc. Seit der europäischen Flüchtlingskrise von 2015, in der sich die ostmitteleuropäischen Staaten der Aufnahme von Bürgerkriegsflüchtlingen weitgehend verweigern, und sich nationalistisch gebärdender Politik der Regierungen in Polen und Ungarn zeigen sich jedoch Risse und Konflikte zwischen den neuen EU-Mitgliedsstaaten und den alten. Die Welt ist unruhiger geworden.

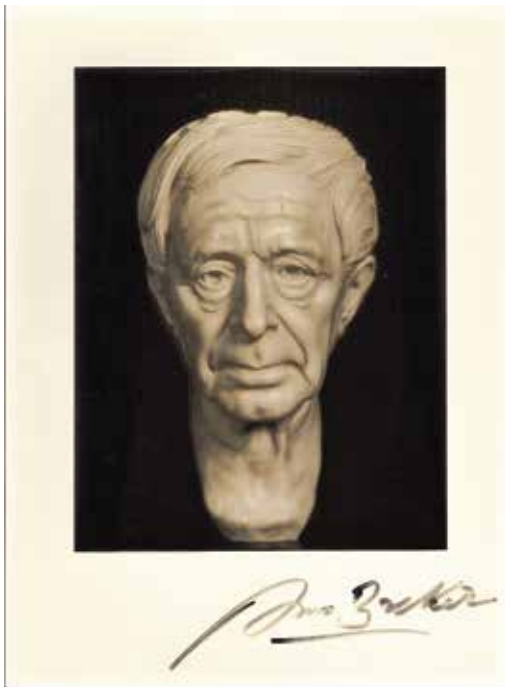
Als Referenten haben ihre Teilnahme zugesagt Dr. Udo Metzinger: Deutschlands sicherheitspolitischer Blick nach Osten – 25 Jahre alt-neue Nachbarschaften; Herbert Danzer: Militärische Zusammenarbeit mit der Russischen Föderation in Europa; Dr. Marcin Wiatr, Georg-Eckert-Institut/Leibniz Institut für internationale Schulbuchforschung: Deutsch-polnische Beziehungen an einem Scheideweg?; Professor Dr. Anton Sterbling: Mitteleuropäische Nachbarschaften im europäischen Kontext. Möglichkeiten und Probleme; Professor Dr. Csaba Földes: Stellenwert und Bedeutung der deutschen Sprache in Ostmitteleuropa; Professor Dr. Elke Mehnert: Einmal Oberschlesien – immer Oberschlesien?. Außerdem ist eine literarische Lesung des Journalisten Peter Pragal aus seinem autobiographischen Werk „Auf der Suche nach Heimat“ geplant.

Die Tagung beginnt am Sonntagnachmittag mit dem gemeinsamen Kaffeetrinken und ist am folgenden Freitag mit dem Frühstück zu Ende. Die Teilnahme kostet für Teilnehmer aus der Bundesrepublik 150 Euro zuzüglich Kurtaxe (8,50 Euro) und ggf. EZ-Zuschlag (40 Euro für den gesamten Zeitraum) und beinhaltet Unterkunft und Verpflegung. Für Teilnehmer aus den östlichen Nachbarländern gilt ein Sonderpreis von 50 Euro. Es können für diesen Personenkreis Fahrtkostenzuschüsse gewährt werden. Die Veranstaltung wird vom Bundesministerium des Innern gefördert. Anmeldungen und Anfragen sind bis zum 15. August 2017 unter dem Stichwort: „Mehr als nur Nachbarn“ zu richten an „Der Heiligenhof“, Alte Euerdorfer Straße 1, 97688 Bad Kissingen, Telefon 0971/ 714 714, info@heilighof.de.

(KK)

„... eher unsäglich bedeutungslos“

Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie bietet mit „artiger Kunst“ einen Einblick in den Komplex Kunst und Politik im Nationalsozialismus



Darf der das? Arno Breker den Schriftsteller Ernst Jünger porträtieren? Dieser sich von jenem porträtieren lassen? Nichts als Fragen

Bild: der Autor

Bekannt ist Erika Manns Häme gegen Ernst Wiechert aufgrund seines Verhaltens nach der Entlassung aus dem KZ Buchenwald 1938. Sie hatte in der „New York Herald Tribune“ in abfälliger Weise davon gesprochen, dass Wiechert nach seiner Ent-

lassung aus dem Lager ein „gehorsamer Junge“ geworden sei. Wiechert antwortet in seiner Autobiographie „Jahre und Zeiten“ (1949): „Aber ich weiß nicht, ob Erika Mann, wenn sie damals aus einem deutschen Lager entlassen worden wäre, nicht ein ‚gehorsames Mädchen‘ geworden wäre.“ Er wünsche ihr diese Erfahrung nicht, aber er wünsche ihr die Erkenntnis, „dass das Leben in der Spalte einer Zeitung ein anderes Leben ist als das, das wir die Nächte aller sieben Jahre lang geführt haben.“

Die Diskussion über „Literatur im Dritten Reich“, „Innere Emigration und Exilliteratur“, „Schriftsteller und Nationalsozialismus“ gibt es seit Jahrzehnten, eigentlich seit Kriegsende. Die Themenvielfalt ist groß, und es gibt kaum einen Schriftsteller jener Zeit, der nicht – soweit ihm/ihr irgendeine Relevanz zugeschrieben wird – von allen Seiten beleuchtet wird. Zusätzlich sucht man in allen Archiven danach, ob nicht doch noch bei dem einen oder der anderen „belastendes“ Material zu finden ist.

Bei der bildenden Kunst ist die Situation völlig anders, weil die Maßstäbe für das, was als „entartete Kunst“ zu gelten hat, und was demgegenüber als „artig“ oder „gehorsam“ zu bewerten ist, vom Nationalsozialismus selbst weitgehend vorgegeben und vom Diktator höchstpersönlich formuliert wurden. Agierte die Staatsmacht gegenüber missliebigen Schriftstellern mit Schreib-

und Publikationsverboten, Ausschluss aus den offiziellen Gremien bis hin zur Inhaftierung, ohne im Detail einen bestimmten Schreibstil oder Themen zu dekretieren, so wurde den bildenden Künstlern und der Öffentlichkeit in Ausstellungen von 1937 bis 1944 vor Augen geführt, was von ihnen erwartet wurde und was als „entartet“ zu gelten hatte. Ohne Ansehen der Kunstwerke gehörten zur „entarteten Kunst“ zudem alle Werke von „rassisch minderwertigen“ Künstlern, vor allem Juden, aber auch Werke von Kommunisten, Sozialisten und anderen politisch Verfolgten.

Die Propagandaausstellung „Entartete Kunst“ mit 650 Exponaten wurde am 19. Juli 1937, also vor achtzig Jahren, in München eröffnet und war mit über zwei Millionen Besuchern eine der meistbesuchten Ausstellungen moderner Kunst. Die Gegenausstellung „Erste Große Deutsche Kunstausstellung“, auf der, ebenfalls ab 1937, „Deutsche Kunst“ nach dem Geschmack der Machthaber ausgestellt wurde, fand deutlich weniger Anklang. Im Jahre 1962 wurde im Münchner Haus der Kunst die Ausstellung „Entartete Kunst. Bildersturm

vor 25 Jahren“ gezeigt. Diese Ausstellung vermittelte dem Autor dieser Zeilen einen ersten Einblick in das „Kunstverständnis“ der Nationalsozialisten, zugleich aber auch in dessen Ambivalenz, war doch der reichlich ausgestellte Emil Nolde (1867–1956), obwohl glühender Nationalsozialist, seinerzeit zu seiner eigenen Überraschung zum „entarteten“ Künstler erklärt worden.

Ende der 1980er Jahre entspann sich eine Debatte zur Frage „Nazi-Kunst ins Museum?“, weil das Sammlerehepaar Irene (1927–2010) und Peter Ludwig (1925–1996) im Kölner Ludwig-Museum ihre Porträts als Marmorbüsten ausstellen wollten, die sie vom Bildhauer Arno Breker (1900–1991) hatten fertigen lassen. „Breker zählte im Nationalsozialismus zu den erfolgreichsten, von Adolf Hitler persönlich protegierten Künstlern“, erklärt Silke von Berswordt-Wallrabe in der Katalog-Einführung zur Ausstellung: „artige Kunst. Kunst und Politik im Nationalsozialismus“ vom 14. Juli bis zum 29. Oktober 2017 im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg. Die Frage wurde im Laufe der Zeit in dem Sinne beantwortet, dass man sich dem Thema



Dafür wiederum bedarf es gar keines kunsthistorischen Terminus, sondern schlicht eines kulinarischen Begriffs: Carl Theodor Protzens Schinken „Straßen des Führers“

Bilder aus der Ausstellung

NS-Kunst nicht dadurch stellt, dass man sie in den Museumsdepots versteckt. Nur eine offene Diskussion am Objekt könne der Herausforderung durch diese Werke gerecht werden.

Bundestagspräsident Norbert Lammert stellt in seinem Grußwort klar: Mit diesem Ausstellungsprojekt „werden achtzig Jahre nach diesen Ereignissen exemplarisch und kritisch Werke der bildenden Kunst im Dienste des Nationalsozialismus in den Blick genommen, die als Bestandteil der NS-Unkultur einen Kontrast zu den verfemten Werken setzen und einen Gegenentwurf zur ‚entarteten Kunst‘ bilden sollten. Mit dieser wichtigen Ausstellung beleuchtet die Stiftung Situation Kunst Bochum ein bislang oft übersehenes oder verdrängtes Kapitel der NS-Kunst- und Kulturpolitik.“ Nach Bochum und Rostock ist Regensburg die dritte Station.

Die Ausstellung und der sorgfältig bearbeitete Katalog – die Beiträge sind im Anhang auch auf Englisch nachzulesen – ergänzen sich. Dem unbefangenen Betrachter werden Interpretationsangebote unterbreitet, aber auch mehrfach Hinweise auf ein neues „rechtes Denken“ gegeben, die weder begründet werden noch in der Ausstellung eine Entsprechung finden. Es sei an der Zeit, „diese Bilder aus dem Giftschrack zu holen, um sie mentalitätsgeschichtlich erneut auszuleuchten und ihre ästhetischen Prinzipien zu analysieren“, meint Karen van den Berg. Bei der Frage, „ob sich hier überhaupt eine klare Vorstellung des Deutschen manifestiert oder ob das stärkste Moment der Identifizierung die Diskriminierung und ‚publikumswirksam inszenierte Liquidierung‘ der modernen Avantgardekunst ist“, entscheidet sie sich für die „Abrichtung der Volksseele“ als Ziel der NS-Kunst, obwohl Diskriminierung

eine zeitübergreifende Begleiterscheinung moderner Kunst bleibt, damals wie heute, auch ohne „rechtes Denken“.

Die Ausstellung zeigt eindeutige und exemplarische Werke der NS-Unkultur mit klaren Gegenentwürfen, aber auch Beispiele, die zu einem weiterführenden Nachdenken Anlass geben, weil die wissenschaftlichen Vorgaben des Katalogs Fragen offen lassen. Die der Ausstellung und dem Katalog vorangestellten Bilder von Sepp Happ (1912–?), *Über allem aber steht unsere Infanterie* (1943), und das *Mädchenbildnis* Alexej von Jawlenskys (1864–1941) lenken den Blick auf den Bereich Krieg, dem auch die Werke *Die Wacht* (Seeadler), 1940, von Michael Mathias Kiefer (1902–1980), *Die letzte Handgranate*, 1937, von Elk Eber (1892–1941) und vor allem *Im Kampfgebiet des Atlantik*, vor 1941, von Claus Bergen (1885–1964) zuzuordnen sind, ein Monumentalwerk, in dem sich „inhaltlich weniger eine NS-spezifische als eine allgemeine militärische Aufladung beobachten“ lässt, wie Tibor Krauß feststellt.

Den Kriegsbildern werden eindrückliche Fotos gegenübergestellt, so das bekannte *Captured Boy Soldier Weeps* von John Florea (1916–2000) oder das erschütternde Foto von George Rodger (1908–1995), auf dem ein Junge in kurzen Hosen zu sehen ist, der an hunderten toten Häftlingen aus dem KZ Bergen-Belsen vorübergeht.

Ein weiteres wichtiges Thema ist das NS-Familienbild, wie es Rudolf Otto (1887–1962), *Bauernfamilie*, vor 1944, vorstellt. Die *Kalenberger Bauernfamilie*, 1939, von Adolf Wissel (1894–1973) wird von Karen van den Berg in der Tradition der neuen Sachlichkeit gesehen. Die Familie werde „in einem seltsam trägen, schweigsamen Beisammensein“ gezeigt. In den Blicken liege keine psychische Tiefe, sondern eine „öde

Bitterer Treppenwitz der Kunstgeschichte: Die Nazi-Propaganda-ausstellung „Entartete Kunst“ in München vor 80 Jahren war eine der meist-besuchten Ausstellungen moderner Kunst.



Mit dem Pinsel selbst die Natur in eine martialische Pose zwingen: Claus Bergen, *Kampfgebiet des Atlantik*

wie bedrückende Prüderie“. Dennoch werde ein merkwürdiger existentieller „Ernst als Lebensgefühl“ erfahrbar, der mit einer kaum zu übersehenden „Freudlosigkeit und Gleichgültigkeit“ einhergehe. Dieses Bild hat sich der Autor dieser Zeilen lange angeschaut, weil in dem sorgenvollen Blick der wahrscheinlichen Kriegerwitwe auf der rechten Bildseite zu ihrem Sohn halb links dessen Schicksal zu erahnen ist, das 1939 abzusehen war. Die Frau mit ihrer jüngsten Tochter auf dem Schoß bilden eine Trostgemeinschaft, der auf dem Knie des Vaters sitzende Sohn als Zentrum des Bildes schaut starr heraus in eine leere Zukunft, während sich die ältere Tochter, rechts im Bild, mit Malen ablenkt. *Wissel* gelingt hier ein durchaus ernstes, aber inhaltlich gefülltes Bild.

Die fundamentale Bedeutung der Landwirtschaft zeigen Paul Junghanns (1876–1958) mit seinem Bild *Pflügen*, 1940, oder die *Arbeitsmädchen vom Feld heimkehrend*, 1940, von Leopold Schmutzler (1864–1940). Die architektonische Großmannssucht des Führers wird von Carl Theodor Protzen (1887–1956), *Straßen des Führers*, vor 1940, und von Otto Albert Hirth (1899–1969), *Das Haus der Deutschen Kunst und sein geplanter Erweiterungsbau*, 1940, in Szene gesetzt. Geradezu makaber wirkt das Werk *Granitbrüche Flossenbürg*, vor 1941, von Erich Mercker (1891–1973), auf

dem nicht einmal ansatzweise zu erkennen ist, dass dieser Steinbruch der Demütigung und Vernichtung der Gefangenen des nahegelegenen KZs diene.

Groteske Ausmaße erreichen die riesigen Frauenbilder des Königsbergers Ivo Saliger (1894–1987), gleichsam ein sexistischer Offenbarungseid des Nationalsozialismus. „Die weiblichen Figuren treten als verfügbare, der Entscheidung des Mannes unterworfenen Objekte auf“, schreibt Irina Lammert. *Das Urteil des Paris* (1939) oder *Die Rast der Diana* (1939/49) zeigen „aseptische Schönheiten“, die von dem angestrebten griechischen Ideal weit entfernt sind. Das gilt auch für die dargestellten Sportler: *Die Schwimmerin*, 1939, von Robert Schwarz (1899–1962) weckt eher erotische als sportliche Assoziationen. Andererseits werden die Ruderer in dem Bild *Wassersport*, vor 1936, von Albert Janesch (1889–1973) oder die *Turner* von Gerhard Keil (1912–1992) weitgehend entpersönlicht. „Die entindividualisierten Figuren und Bewegungsabläufe folgen einer gleichgeschalteten Choreographie“, schreibt Karen van Berg.

Die in der Ausstellung gezeigten Gegenentwürfe verfolgen den Betrachter noch lange. „Assoziationen an den Kreis der Hölle in Dantes Göttlicher Komödie werden wach“, schreibt Gerhard Leistner, wenn man die

Regensburger *Mondsichellandschaft* des Schlesiers und Juden Ludwig Meidner (1884–1966) betrachtet. Die unvorstellbaren Exzesse der NS-Brutalität werden in dem Zyklus *Er will nicht gestehen*, *Die Vernehmung* der Hanna Niederhellmann und *Sie musste alle Grausamkeiten der Duisburger Gestapo erdulden*, alle 1936, von Karl Schwesig (1898–1955) detailliert dargestellt.

Die Werke des in Auschwitz ermordeten Felix Nussbaum (1904–1944) sind ein besonderer Höhepunkt der Ausstellung. Das ergreifende Bild *Angst* (Selbstbildnis mit seiner Nichte Marianne), 1941, *Der Sturm* (Die Vertriebenen), 1941, und sein Letztwerk *Triumph des Todes* (Die Gerippe spielen zum Tanz), 1944, sind herausragende

Zeugnisse eines Malers, der „die eigene Todesangst in schockierender Direktheit“ reflektierte, wie Silke von Berswordt-Wallrabe feststellt.

In einem eigenen Beitrag „Pose und Indoktrination“ vergleicht Max Imdahl (1925–1988) Arno Brekers Bereitschaft mit der David-Figur von Michelangelo. Er sieht in Brekers Werk auch ein Kennzeichen der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus: „die alle Freiheit, alle natürlichen Lebenszusammenhänge und jedes selbstverantwortliche Ichbewusstsein ausschließende Absolutsetzung einer auferlegten Funktion. Der in der erstarrten Pose gegebene und gar nicht zu verleugnende Ausdruck einer Entpersönlichung ist eine symbolische Form dieser Verabsolutierung.“ Imdahl



Wunderbar unartig: Was oder wen etwa sucht der karussellfahrende Matrose mit dem umgekehrten Fernrohr am oder im Himmel? Nichts als Fragen:
Max Radler, *Politischer Jahrmarkt*, 1945

analysiert auch Brekers Plastik Die Partei, 1939, die er als „anthropomorpher Ständer“ charakterisiert, als eine Karikatur also, von der Partei selbst offenbar nicht als solche erkannt.

Die Büsten Brekers nimmt Imdahl nicht in den Blick. Sonst hätte er sich vielleicht bei den zahlreichen Hitler-Büsten Brekers dem Urteil von Max Picard (1888–1965) anschließen können, der in seinem Werk „Hitler in uns selbst“ (1946) ausführte: „Er hatte ein Gesicht, das so total nichts war, wie alles an Hitler ‚total‘ war.“ Breker ist es gelungen, ohne dass der Diktator oder seine Umwelt es bemerkt hätten, dieses Nichts, diese Leere, plastisch darzustellen. Möglicherweise deswegen konnte er später andere Köpfe wie die von Gerhart Hauptmann, Konrad Adenauer, Ernst Jünger nicht als Pose, sondern in ihrer Charakteristik darstellen.

Alexander von Berswordt-Wallrabe (geboren 1943) stellt abschließend „Fragen, nichts als Fragen ...“ Resümierend führt er aus: „Will man den eventuell auf Grund der ‚Gnade der späten Geburt‘ berechtigten Vorwurf einer pharisäerhaften Haltung

vermeiden, verunmöglicht die Komplexität der Materie eine apodiktische Verurteilung der Urheber der Werke der ‚Artigen Kunst‘ ebenso wie sie ihre apologetische Beurteilung nicht erlaubt. Daher kann es sich beim Ausstellungsprojekt ‚Artige Kunst‘ nur um den Versuch einer teilweisen Analyse handeln, um das Bemühen, diese Hervorbringungen irgendwie verständlich zu machen. ... Eines kann eine derartige Ausstellung aber deutlich anschaulich werden lassen: Als Kunstwerke sind die ‚artigen‘ eher unsäglich bedeutungslos.“

Als Veranschaulichung in diesem Sinne ist die Regensburger Ausstellung sehr gelungen. Sie ist in jeder Hinsicht spannend, lädt zum Nachdenken und zum Gespräch ein, entlarvt ein unzeitgemäßes, oft brüskierendes, ja verletzendes und inhumanes Kunstverständnis, eben eine Unkultur, die die gleichzeitige „politische Alltagsrealität von Krieg und Zerstörung, Holocaust und Massenmord“ ignorierte. Der begleitende Katalog ist eine Fundgrube von ergänzenden Kommentaren und enthält zahlreiche diskussionswürdige Positionen.

Klaus Weigelt (KK)

Gestaltung als Widerstand

Ausstellung der KünstlerGilde

Anlässlich des 150. Geburtstages der Grafikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz (Königsberg / Ostpreußen 1867 – 1945 Moritzburg), die sich unermüdlich gegen Ausbeutung und Unterdrückung eingesetzt hat, initiierte die KünstlerGilde ein Ausstellungsprojekt unter dem Motto „GEGENSTAND:WIDERSTAND“ im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg.

Die Vereinigung, die 1948 von vertriebenen und geflüchteten Künstlern ins Leben gerufen wurde, sah sich aufgerufen, auf die sich drastisch zuspitzende weltpolitische Situation mit Mitteln der Kunst zu reagieren.

Die KünstlerGilde vereint eine stattliche Anzahl von Künstlerinnen und Künstlern verschiedener Gattungen, die teils noch der Erlebnisgeneration, teils der Folgegeneration angehören.

Als Mitbegründerin des Kunstforums in den 1960er Jahren, damals Ostdeutsche Galerie, fand die KünstlerGilde in den Räumlichkeiten des Museums stets eine Plattform für die Präsentation ihrer Projekte. So ist diese Ausstellung in einer Reihe zu sehen, die 2003 mit „Zeichen für Frieden“ aus Anlass des Kriegsbeginns im Irak begann und 2012 mit „Macht – Ohnmacht – Übermacht“



*Kein Schiff wird kommen: Reinhild Gerum,
Plötzlich wurden mir die Knie weich*

Bild: aus der Ausstellung

als Reaktion auf die Bankpleiten und ihre Folgen auf den Kapitalmärkten fortgesetzt wurde.

Das Ausstellungsprojekt lässt den Künstlerinnen und Künstlern einen umfangreichen Interpretationsspielraum für vielfältige, auch historische Dimensionen. Es gibt auch die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit dem bedenklichen Schwund verschiedenster Formen von Friedensbewegung, wie sie in den 1970er und 1980er Jahren noch vorhanden waren, sowie dem Desinteresse an bedrohlichen politischen Ereignissen auch innerhalb Europas.

Die Ausstellung mit Mitgliedern der KünstlerGilde, aber auch mit Kollegen aus Tschechien und Österreich sowie überregional agierenden Gästen soll einen möglichst

grenzüberschreitenden Diskurs initiieren. In den einzelnen künstlerischen Aussagen ist dabei nicht an eine illustrative Auseinandersetzung gedacht, vielmehr wird an die Kraft des Bildes, des Wortes und der Musik als eine Art Gegenposition zum allgegenwärtigen Zeitgeist appelliert. Die Ausstellung ist keine bloße Aneinanderreihung von künstlerischen Werken – sie ist in ihrer Gesamtheit Aktion. Damit Spuren sichtbar bleiben, bedarf es immer des Widerstandes, auf welchem Gebiet und in welcher Form auch immer.

Zur Eröffnung begrüßten Gertrud Maltz-Schwarzfischer, Bürgermeisterin der Stadt Regensburg, sowie Dr. Agnes Tieze, Direktorin des Kunstforums Ostdeutsche Galerie. Hansjürgen Gartner, Bundesvorsitzender der KünstlerGilde und Kurator der Ausstellung, stellte das Konzept von „GEGENSTAND:WIDERSTAND“ vor. Den Eröffnungsvortrag mit dem Titel „Von der Lächerlichkeit, Kunst mit dem Fakten-Check kommen zu wollen“ hielt der Schriftsteller Bernhard Setzwein. Die musikalischen Beiträge koordinierte das Sudetendeutsche Musikinstitut, Regensburg.

Die Ausstellung wird bis Sonntag, 10. September, zu sehen sein. Begleitend erscheint ein Katalog mit Abbildungen aller ausgestellten Exponate sowie literarischen Beiträgen.

(KK)

Der Violine wehmütige Schwester

Konzerte für Viola da gamba in der Kapelle des Schlosses Köthen

Eine Welterstaufführung von vier Konzerten für Viola da gamba und Orchester sowie drei Sonaten für Viola da gamba und (obligates) Cembalo aus der „Maltzan-Sammlung“ und der „Ledenburg-Sammlung“ mit bislang unbekanntem Werken von Carl Friedrich Abel und Johann Christian Bach war angekündigt und erwies sich als ein großer musikalischer Genuss.

Die Kapelle des Schlosses Köthen war an diesem denkwürdigen Tag gut gefüllt. Viele Besucher, einige von ihnen über mehrere hundert Kilometer weit angereist, waren gespannt auf das, was die Gewandhausmusiker Thomas Fritsch und Michael Schönheit, begleitet von der „Merseburger Hofmusik“, in dem Konzert vorstellen würden. Dass damit auch eine fast märchen-

hafte Geschichte ihr vorläufiges Ende fand, davon überzeugten sich auch Mortimer Graf von Maltzan und seine Frau sowie Dr. Bernd-A. Freiherr von Maltzan, der Chef des Familienverbandes, die sich eigens für diesen Anlass aus München und Frankfurt am Main auf den Weg gemacht hatten.

Ihr Vorfahr Joachim Carl Graf von Maltzan (1733–1817), dessen Namen die wiederentdeckte Sammlung von Notenhandschriften nun trägt, war Diplomat in preußischen Diensten und hielt sich im Auftrag Friedrichs II. von 1766 an als Gesandter Preußens in London auf. Graf Maltzan besuchte die Bach-Abel Concerts im Abonnement, und es lässt sich vermuten, dass er ein sehr persönliches Verhältnis zu Carl Friedrich Abel und Johann Christian Bach pflegte, ja vielleicht sogar Abels Unterricht suchte.

Nach seiner Abberufung 1782 kehrte Graf Maltzan jedoch zunächst nicht in seine schlesische Heimat zurück, sondern blieb noch zwei weitere Jahre auf eigene Kosten in London, verkehrte dort viel im königlichen Familienzirkel und nahm erst 1784 in Breslau Wohnung. Im selben Jahr ließ er von dem Breslauer Lauten- und Geigenbauer Johann Casper Göbler eine siebensaitige Viola da gamba herstellen, die seit einigen Jahren von Thomas Fritzsch gespielt wird. 1786 trat Joachim Carl Graf von Maltzan als regierender Standesherr die Nachfol-

ge seines verstorbenen Vaters an, erhielt dessen Ober-Erbkämmererwürde, übersiedelte nach Militsch (Milicz), begründete dort 1789 den ersten Englischen Garten Schlesiens und ließ in den Jahren 1790 bis 1797 einen Schlossneubau errichten. Mit seiner eigenen Hofkapelle, die bis zum Jahre 1810 bestand, veranstaltete er die „Reichsgräflich von Maltzahn’schen Konzerte“. Die Bewahrung und Überlieferung der Gamben-Werke Abels verdanken wir also der Kunstsinnigkeit des Joachim Carl Graf von Maltzan, dessen offensichtliche Leidenschaft für das Gambenspiel mit dem Sammeln von Kompositionen für Viola da gamba einherging.

Und so fanden in Köthen das Instrument und die Noten, für die es einstmals gebaut wurde, auf wundersame Art und Weise wieder zueinander. Neben Thomas Fritzsch musizierten an diesem Abend der Gewandhausorganist Michael Schönheit sowie die „Merseburger Hofmusik“ mit Eva Salonen und Saskia Klapper – Violinen, Katharina Dargel – Viola, sowie Andreas Vetter – Violoncello.

Der polnischen Musikwissenschaftlerin Sonia Wronkowska gelang es unlängst, in den Bibliotheksbeständen der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen (Poznan) bisher unbekanntes Gamben-Werke von Carl Friedrich Abel, die sog. „Maltzan-Sammlung“, zu



Auch dunkle Töne können leuchten, wenn Meister sie hervorbringen und das Ambiente stimmt: Konzert in der Kapelle des Schlosses Köthen
Bild: Johannes Rasim

entdecken. Wie sich herausstellte, wurde 1945 im Zuge der Zwangsverstaatlichung die Bibliothek der deutschen Adelsfamilie Maltzan auf Schloss Militsch nach Posen verbracht.

Und warum nun die Welterstaufführung in der Schlosskapelle von Köthen?

Thomas Fritsch, ein glühender Verehrer Carl Friedrich Abels, war der Meinung, dass an dem Ort, wo die Väter Johann Sebastian Bach und Christian Ferdinand Abel in enger Freundschaft einige Jahre sehr produktiven musikalischen Schaffens verlebten und an

dem Carl Friedrich Abel geboren wurde, das Flair für eine solche Veranstaltung genau richtig wäre, zumal Carl Friedrich Abel sogar in der Schlosskapelle getauft wurde.

Für das Jahr 2018 möchten Thomas Fritsch und Michael Schuster, der als Geschäftsführer der Köthen Kultur und Marketing GmbH und damit sozusagen als „Schlossherr“ für die Organisation des Abends verantwortlich zeichnete, das Konzert möglichst an authentischem Ort in Militsch wiederholen.

Michael Schuster, Johannes Rasim (KK)

KK-NOTIZBUCH

Der Journalist und Literaturforscher **Jürgen Serke** hat in **Prag** den **Gratias-Agit-Preis** des tschechischen Außenministeriums erhalten. Gemeinsam mit der Publizistin **Alena Wagnerová** wurde er für die Förderung des Ansehens Tschechiens im Ausland geehrt. Serke habe sich „verdient gemacht um die Verbreitung des besten Teils der tschechischen Literaturtradition“. In „Verbannte Dichter“ (1982) habe er den Schriftstellern, die vor dem kommunistischen System ins westliche Ausland geflohen sind, Aufmerksamkeit verschafft, in „Böhmische Dörfer“ (1987) die bis 1989 in der Tschechoslowakei nicht mehr bekannte deutsche Dichtung des Landes wieder ins Bewusstsein gehoben. Alena Wagnerová wurde vor allem für ihre Studien zu Milena Jesenská und Sidonie Nádherny ausgezeichnet. Der Preis war zuletzt vor drei Jahren Reiner Kunze zuerkannt worden.

Urs Heftrich ist mit dem **tschechi-**

schen Staatspreis Premia Bohemica ausgezeichnet worden. Damit ehrt das Land die Leistungen des in Heidelberg lehrenden und regelmäßig publizistisch tätigen Slawisten als **Übersetzer tschechischer Lyrik**. Die Auszeichnung war zuvor sechs Jahre lang ausgesetzt gewesen, bevor sie der Kulturminister nun wieder einführte. Damit wird eine Reihe deutscher Übersetzer als Preisträger fortgesetzt, die bislang von Susanna Roth über Christa Rothmeier und Eckhard Thiele bis zu Reiner Kunze reichte.

Don't fence me in – wczesne prace Gün-tera Grassa, frühe Werke von **Günter Grass**, lautet der Titel einer neuen Ausstellung, die in der **Danziger Grass-Galerie** eröffnet wurde. Die Werke stammen aus den Jahren 1948 bis 1952, in denen Grass an der Düsseldorfer Kunstakademie studierte.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**